

REZENSIONEN

Bryant, Chad: Prague. Belonging in the Modern City.

Harvard University Press, Cambridge, London 2021, 332 S., zahlr. Abb., ISBN 978-0-674-03459-4.

Für das Verständnis der Vergangenheit und die Vision einer (besseren) Zukunft braucht es Vorstellungskraft. Allerdings stellt Chad Bryant ernüchtert fest: „We imagine less and less. We have little time to imagine, to contemplate what others think and feel, to see in our mind’s eye, however imperfectly, the past and future.“ (S. 14) Mit „Prague. Belonging in the Modern City“ möchte der Historiker genau dieser Vorstellungskraft wieder mehr Zeit und Raum geben, und zwar in zweifacher Hinsicht – als Einladung, sich der eigenen Imaginationskraft zu bedienen, und als Kritik an homogen-nationalen Bildwelten. Nicht zuletzt will er damit die häufig einseitige Rezeption von Benedict Andersons Diktum der *imagined communities* zu-rechtrücken, wie er betont. Denn während der Konstruktionscharakter von nationalen Gemeinschaften in zahlreichen Forschungsarbeiten ausbuchstabiert wurde, sei Andersons – eigentlich innovativeres – Schlagwort der „*imagination*“ erstaunlich unterbelichtet geblieben (S. 10 f.). Dies aufgreifend, nimmt Bryant seine Leser:innen mit in die Lebenswelten von fünf Prager:innen, die die Stadt jeweils ganz anders imaginierten, erschlossen und bewohnten.

Angelegt als „*part urban, part individual biography*“ (S. 8) erzählt der Verfasser die Geschichte der Stadt durch die Linse der ausgewählten Bewohner:innen, denen jeweils eines der chronologisch gereihten Kapitel gewidmet ist. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzend, entfaltet Bryant so zwei Jahrhunderte Stadt-, National- und Alltagsgeschichte, die im Wesentlichen den bekannten Zäsuren und Entwicklungen folgen. Mit Karel Vladislav Zap lernen wir zunächst einen Vertreter der aufstrebenden tschechischen Mittelklasse kennen, der den ersten tschechischsprachigen Stadtführer durch die – damals vor allem deutsch imaginierte – Stadt im Habsburger Reich verfasste. Es folgt mit Egon Erwin Kisch ein prominenter Zeitgenosse, den Bryant uns vor allem als Autor sozialkritischer Texte vorstellt, die die Schattenseiten der Modernisierung ans Licht bringen. Im dritten Kapitel tritt der Tischler Vojtěch Berger auf, ein Sozialdemokrat, der – enttäuscht von der 1918 ausgebliebenen Arbeiterrevolution – später zum Kommunisten wurde und seine Hoffnungen, Ansichten und politischen Aktivitäten in minutiösen Tagebucheinträgen festhielt. Die Zeit der kommunistischen Tschechoslowakei selbst steht im Fokus der vierten Lebensgeschichte. Sie handelt von Hana Frejková, einer Schauspieler:in, die zeitlebens nach einem Platz in jenem System suchte, das ihren Vater im Rahmen eines stalinistischen Schauprozesses ermordet hatte. Im letzten Kapitel geht es schließlich um die Studentin Duong Nguyen, die sich mit ihrer Doppelidentität als Tschechin und Vietnamesin auseinandersetzt. Im Jahr 2008 war sie mit ihrem Blog

„The Dual Life of the Banana Children“ kurzfristig zu einer wichtigen Stimme im postmigrantischen Diskurs ihrer Generation geworden.

Die Protagonist:innen eint ihre Suche nach Verortung sowie der Raum, in dem sich diese abspielt – die Prager Stadtlandschaft im Wandel der Zeit: Im Laufe des 19. Jahrhunderts erhielt die deutsche Symbol- und Sprachwelt zunehmend Konkurrenz durch die tschechische; der Gründung der ersten Tschechoslowakischen Republik folgte eine Bereinigung des öffentlichen Raums von Symbolen des Habsburger Reiches. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die nationale Vereindeutigung schließlich unter kommunistischen Vorzeichen fortgesetzt. Zweifelsohne trugen diese symbolischen Überschreibungen Prags zur Identitätsbildung seiner Bevölkerung bei. Doch wie sah dies bei jenen aus, die nicht zur Mehrheit gehörten oder eine ambivalente Haltung ihr gegenüber einnahmen? Bryant stellt Zap, Kisch, Berger, Frejková und Nguyen als Prager:innen vor, die sich in den national kodierten Räumen ihrer Zeit nur bedingt wiederfanden, und rückt ihre vielfältigen, individuellen Aneignungspraktiken in den Fokus, denn – so die leitende Annahme im Wortlaut – „for those inhabiting an environment thick with symbolic reminders of their otherness, everyday practices of belonging are all the more necessary“ (S. 8).

Jedes der von Bryant plastisch gezeichneten Porträts ist äußerst lesenswert. Mit leichter Hand webt er darin die Perspektiven marginalisierter Bevölkerungsteile in die Geschichte der Stadt ein. Wieso er sich gerade diesen fünf Lebensgeschichten widmet, legt er nicht offen. Es deutet allerdings einiges darauf hin, dass die Auswahl auf einer Mischung aus glücklichem Zufall, guter Quellsituation und persönlicher Vermittlung basiert. Weil es ihm wichtig ist, die Geschichten seiner Figuren eng an deren eigener Wahrnehmung zu erzählen, greift Bryant auf Personen zurück, die umfassende (Ego-)Dokumente hinterlassen haben. Reizvoll ist, dass diese zugleich ganz verschiedene Genres abdecken: Zap verfasste Reisebeschreibungen bzw. Stadtspaziergänge, Kisch Reportagen sowie Feuilletons und Berger hinterließ ein ausführliches Tagebuch in 65 Bänden, während die beiden Frauen jeweils eine Autobiografie veröffentlicht haben und zudem von Bryant interviewt wurden. Mit Nguyens Blog setzt sich der Historiker außerdem intensiv und kritisch mit einem vergleichsweise neuen Medium auseinander.

Die beiden Leitperspektiven, anhand derer Bryant diese Quellen liest und interpretiert, sind „imagination“ und „belonging“. Indem er verschiedene Vorstellungen herauspräpariert, die sich für Zap, Kisch, Berger, Frejková und Nguyen jeweils mit Prag verbinden, entsteht das spannungsreiche Bild einer urbanen Vielfalt, die sich allenthalben an Homogenisierungen reibt. Der Frage nach Zugehörigkeit nähert sich Bryant über unterschiedliche Arten der Verortung (bei Bryant „emplacement“) an. Neben dem Schreiben über Prag, sind es insbesondere im öffentlichen Raum vollzogene Praktiken wie Café- oder Theaterbesuche, Spaziergänge oder die Teilnahme an Demonstrationen, die er als individuelle wie kollektive Akte schildert, mit denen seine Held:innen die jeweils dominanten Prag-Imaginarien herausforderten. Erzählerisch ist dieses Vorgehen anregend, allerdings kollidiert das so entfaltete Narrativ hybrider Zugehörigkeiten mit den allzu statischen Kapitelüberschriften. Denn weder schrieben Zap (Titel: „German City“) und Kisch („Czech City“) nur gegen

die nationalen Prägungen Prags an, noch lassen sich die Suchbewegungen Frejková („Communist City“) allein auf ihre Distanz zum politischen System zurückführen. Im Falle von Berger („Revolutionary City“) und Nguyen („Global City“) folgen die Überschriften schließlich einer anderen Logik, denn ersterer sehnte die Revolution gerade herbei und letztere haderte nicht mit der Globalisierung Prags, sondern mit der nationalen, bisweilen rassistischen Idee eines homogenen Staates. Gezielt nutzte sie das Internet, um sich im Ringen um Zugehörigkeit mit anderen Migrant:innen der zweiten Generation global zu vernetzen.

Besonders gelungen sind die Passagen, in denen sich Bryant mit konkreten Ausdrucksformen der Aneignung, etwa der kulturellen Praxis des Gehens, auseinandersetzt. Zap etwa wanderte kilometerweit in und außerhalb Prags und veröffentlichte 1847 einen ersten tschechischsprachigen Prag-Führer, in dem Orte von nationaler Bedeutung herausgestellt und entlang einer Besichtigungsrouten für Fußgänger:innen präsentiert wurden. Bereits bevor der materielle Ausbau einer monumentalen patriotischen Kulisse mit der Errichtung des tschechischen Nationaltheaters bzw. Nationalmuseums voranschritt, schrieb er dem Stadtraum so en passant eine zweite, tschechische Lesart ein. Indem er seine Leser:innen animierte, bestimmte Orte abzusuchen, kodifizierten diese „schrittweise“ eine alternative Erinnerungslandschaft und beteiligten sich so performativ an der Hervorbringung eines tschechischen Prags. Auch Kisch tritt bei Bryant als Fußgänger auf, allerdings nicht als Besucher von national bedeutsamen Orten, sondern als Flaneur, dessen „Prager Streifzüge“ ihn an Orte führen, die der Erfolgsgeschichte von Nationalisierung und Modernisierung zuwiderlaufen. Er suchte die dreckigen und verlassen Ecken der Stadt auf, ging in Nachtclubs, Kneipen und Kabaretts, porträtierte traurige Gestalten, Fremde, Stammgäste. Mehr als die nationale Frage schien den zweisprachigen Kisch dabei die soziale umzutreiben. Immer wieder erinnerte er seine bürgerliche Leserschaft in teils empathischer, teils sentimentaler Weise an jene, die weder zur deutschen noch zur tschechischen urbanen Elite gehörten.

Andere Arten der Bewegung im öffentlichen Raum praktizierte wiederum Berger, der sich als Sozialdemokrat und später Kommunist an zahlreichen Demonstrationen beteiligte und darüber hinaus im Arbeiterturnverein aktiv war. Ohne dass Bryant hier explizit an entsprechende theoretische Konzepte anknüpft, schildert er die Teilnahme an Mai-Demonstrationen und Spartakiaden – die erste fand 1921 in Prag statt und Berger war intensiv an ihrer Organisation beteiligt – als dezidiert multisensorische, emotionale und performative Erlebnisse. Die koordinierte Bewegung von Körpern, den gemeinsamen Akt des Gehens beziehungsweise Turnens beschreibt er als demonstrative Aneignung des öffentlichen Raums durch die Arbeiterbewegung; das Marschieren am 1. Mai sogar als „opportunity to play out the narrative of Marxist-Leninist revolution“ (S. 132). Besonders erhellend sind Deutungen wie diese, wo Bryant sie mit Reflexionen über die Entstehung seiner Quellen verbindet. So lässt sich Bergers obsessiver Drang, mit seinem Tagebuch eine Chronik des politischen Lebens seiner Zeit zu erstellen, selbst als Ausdruck einer Suche nach Zugehörigkeit lesen. Unmerklich wurde Berger dabei vom aktiven Teilnehmer zum bloßen Beobachter: Nach dem Krieg war er in der kommunistischen

tischen Partei kaum noch aktiv, verfolgte den Enthusiasmus seiner Familie mit schwindender Anteilnahme.

Die Vielfalt der Quellengattungen, aus denen Bryant seine Erzählung entwickelt, ist äußerst bereichernd. Allerdings führt der assoziative Umgang mit den verschiedenen Genres Bryant bisweilen in unterschiedliche Richtungen, so dass nicht jedes Kapitel in gleicher Stringenz der eingangs formulierten Frage folgt. Insbesondere in den letzten beiden Teilen, die sich vor allem auf retrospektive Betrachtungen von Frejková und Nguyen stützen, geht der Bezug zum Stadtraum, den Bryant in den ersten Teilen in brillanter Weise mit Fragen der körperlich-performativen Aneignung verknüpft, oft verloren. So stellt er zwar heraus, dass die Schauspielerin Frejková allein in der Theaterwelt ein Zuhause fand. In welchem Verhältnis ihre Engagements in und außerhalb Prags und ihre Identitätssuche zur parallel beschriebenen Veränderung der Stadtlandschaft standen, bleibt jedoch offen. Dasselbe gilt für Duong Nguyen, die erst für ihr Studium aus einer Kleinstadt nach Prag zog. Auch hier widmet sich Bryant ausführlich dem Wandel Prags seit den 1990er Jahren, ohne dass klar wird, welche Folgen dieser konkret für die vietnamesische Diaspora hatte. Erst nach 20 Seiten kommt er auf Sapa, den größten vietnamesischen Markt in Prag, zu sprechen, der seit 1999 einen zentralen Ort der Vergemeinschaftung darstellt und 2008 – Nguyen lebte schon nicht mehr in Prag – durch eine brutale Razzia der Fremdenpolizei in die Schlagzeilen geriet. Hier stößt Bryant offenbar an ein prinzipielles erzählerisches Dilemma: Wie lassen sich auf Basis einer online geführten Debatte die Effekte der Globalisierung auf einen konkreten Ort nachzeichnen?

Insgesamt erzählt Bryant eine weitestgehend bekannte Geschichte über Nationalisierung, Politisierung und Globalisierung. Er tut dies auf Basis einer beeindruckenden Kenntnis der aktuellen Forschung sowohl zur tschechischen Geschichte als auch zu Prag. In weiten Teilen lässt sich das Buch als englischsprachiger Überblick über das Schaffen der gesamten Fachcommunity lesen – eine Community, die Bryant größtenteils persönlich kennt, wie ein Blick in die Danksagung mit mehr als 150 (!) namentlichen Nennungen belegt. Inhaltliches Neuland betritt Bryant lediglich im letzten Teil des Buches, wo er mit der vietnamesischen Community ein bislang kaum erforschtes Element der tschech(oslowak)ischen Geschichte in den Fokus rückt. Das Buch macht Lust, ähnliche Reflexionen auch über andere Gruppen in Prag, zum Beispiel die amerikanische Expat-Community, zu lesen. Die überraschendsten Lektüremomente bietet es dort, wo Bryant sich ganz auf seine Quellen einlässt und die individuellen zeitgenössischen Blickwinkel neues Licht auf altbekannte Ereignisse werfen. Was auf diese Weise entsteht, ist keine stringente, stadtgeschichtliche Analyse für ein reines Fachpublikum (das obendrein originalsprachliche Bezeichnungen vermissen wird). Vielmehr ist es eine Einladung zum Spaziergang durch Prag – eine Stadt, die man nach der Lektüre hier und da mit anderen Augen sehen wird.

Kerdová, Lenka: Malý Berlín ve Velké Praze/Klein-Berlin in Groß-Prag. Pražská meziválečná architektura německy mluvících architektů/Die Prager Architektur deutschsprachiger Architekten in der Zwischenkriegszeit. Übersetzung ins Deutsche von Anna Ohlídal.

Arbor Vitae, Praha 2022, 272 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-7467-163-0.

Der Obertitel „Malý Berlín/Klein-Berlin“ der kunsthistorischen Dissertation Lenka Kerdová geht auf den Namen des bis heute existierenden Gebäudekomplexes zwischen den Straßen Bubenská, Veletržní, U Smaltovny und Šimáčkova in Praha-Holešovice zurück. Er ist im topografischen Gedächtnis der Stadt unter anderem durch die nahegelegene, gleichnamige Kneipe verankert. Der 1937 begonnene und 1939 kurz nach der Okkupation fertiggestellte Bau, der vom Prager Volkswohnungsverein (PVWV) in Auftrag gegeben und von den Architekten Adolf Foehr und Franz Hruschka geplant wurde, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Als eines der wenigen Bauwerke in Prag greift es die Ideen der Architektur des Roten Wien auf, wurde aber in Folge der Okkupation nicht nur als Wohngebäude, sondern auch als Sitz mehrerer Institutionen des NS-Besatzungsregimes genutzt, weshalb es – nicht nur wegen der Farbe seiner Fassade – den Zusatztitel Braunes Haus erhielt.

„Klein-Berlin“ ist nur eines von vielen Bauten deutschsprachiger Architekten in Prag nach dem Ersten Weltkrieg. Lenka Kerdová setzt es sich zum Ziel, erstmals „die enorme Bandbreite der Ansätze und die Vielfalt der Formen“ jener Werke herauszuarbeiten und sie „in den allgemeinen Rahmen der Architekturtheorie sowie der Gesellschaftsgeschichte einzuordnen“. (S. 16) Sie geht dabei in drei Schritten vor und legt „drei Schichten“ frei, die im Buch auch farblich voneinander abgehoben sind. Im ersten Schritt resümiert sie die historischen Kontexte, unter anderem die Geschichte der tschechisch-deutschen Beziehungen seit dem 19. Jahrhundert, die Nationalitätengesetzgebung in der Ersten Tschechoslowakei und die besondere Rolle Prags als „Tripolis“ und neue Hauptstadt. Hier streift die Autorin kurz die städtische Architekturpolitik zwischen den Weltkriegen und hebt hervor, dass Architektur häufig als Instrument politischer Absichten verstanden wurde und deutschsprachige Architekten tschechischsprachige Kollegen etwa zur Gestaltung der Fassaden hinzuziehen mussten, um eine Baugenehmigung zu erhalten (S. 37 f.). Hier hätte sich ein stärkerer Bezug zur Rolle der Architektur im Nation Building angeboten, die sich im Dilemma zwischen Abgrenzung und Anerkennung bewegte.¹ Im letzten Teil dieses ersten Kapitels betrachtet die Autorin schließlich die heterogene Gruppe der in Prag nach 1918 tätigen, deutschsprachigen Architekten. Sie führt hier deren wichtigsten Ausbildungsstätten auf – neben deutsch- und tschechischsprachigen Institutionen in Prag waren vor allem die jeweiligen Hochschulen in Wien und München von Bedeutung – die relevanten Vereine, darunter die Gemeinschaft deutscher Architekten in der Tschechoslowakischen Republik, und Zeitschriften, die als Austauschplattform dienten. In diesem Zusammenhang stellt sie die zwei bedeutendsten Architekturtheoretiker, Oskar Schürer und Max Eisler vor, die sich im Unter-

¹ Siehe vor allem Marek, Michaela: Kunst und Identitätspolitik. Architektur und Bildkünste im Prozess der tschechischen Nationsbildung. Köln, Weimar, Wien 2004.

suchungszeitraum mit dem Schaffen deutschsprachiger Architekt:innen in der Tschechoslowakei am intensivsten beschäftigt hatten.

Im zweiten und umfangreichsten Kapitel verfolgt Kerdová anhand von sechs Fallstudien das Schaffen deutschsprachiger Architekten in Prag. Neben einer gewissen Repräsentativität gab hier vor allem die Quellenbasis dem Ausschlag. In den ersten drei Fallstudien stehen mit dem gebürtigen Nürnberger Adolf Foehr (u.a. „Klein-Berlin“, Palast Donau, Kapelle des Evangelischen Friedhofs in Strašnice), dem gebürtigen Kärntner Rudolf Hildebrand (u.a. Feinkostgeschäft Lippert und Escompte Bank) und dem gebürtigen Nordböhmen Fritz (Friedrich) Lehmann (u. a. Deutsches Haus/heute Slovanský dům, Palast Riunione Adriatica di Sicurtá/Adria II) zunächst ein evangelischer und zwei katholische Architekten im Mittelpunkt. Anhand ihrer vielzähligen Bauprojekte erörtert die Autorin nicht nur die komplexe Frage multippler Autorschaft von Architektur, sondern auch die Bedeutung politischer und ökonomischer Netzwerke. Zwar hatten deutschsprachige Architekt:innen und ihre Büros generell größere Probleme, Baugenehmigungen vom Prager Magistrat zu bekommen, dies galt aber beispielsweise nicht für Adolf Foehr, der als langjähriger Stadtverordneter gut in der Lokalpolitik und -verwaltung vernetzt war (S. 96). Auch Rudolf Hildebrand war sich der Notwendigkeit guter Beziehungen zu den Entscheidungsträgern bewusst und zog beispielsweise beim umstrittenen Neubau der Böhmisches Escompte Bank (Na Příkopcech/Am Graben) den tschechischsprachigen Architekten Josef Sakař mit ein, um das geplante Projekt durchzusetzen (S. 79 ff.). Fritz Lehmann war wiederum einer der wenigen deutschsprachigen Architekten, der sich aktiv an tschechoslowakischen Architekturdebatten beteiligte und sich unter anderem im „Prager Tagblatt“ einen Schlagabtausch mit dem tschechischsprachigen Architekten Bohumil Hübschmann lieferte (S. 117 ff.). Lehmann erkannte zwar die architektonischen Leistungen der Avantgarde an, plädierte aber für eine Architektur der Vielfalt, die je nach Bautyp, -zweck und -ort eine entsprechende Form zu finden habe.

Die darauffolgenden drei Fallstudien sind den jüdischen Architekten Erwin (Ervin/Katona) Katona (u.a. Mietshäuser Karlovo náměstí, U Smaltovny) und Berthold Schwarz (u.a. Villa Berthold Schwarz, Geschäftshaus Bárta), dem Architektenduo Ernst Mühlstein & Victor Fürth (u. a. Villa Schick, Palast Ford) und den Gebrüdern Kohn (u.a. Mietshaus Rybná und Palast Metro) sowie Rudolf Wels (diverse Mietshäuser zusammen mit Guido Lagus) und Martin Reiner (diverse Mietshäuser) gewidmet. Die Autorin zeigt hier nicht nur die Schwierigkeit, Architekten entlang ihrer sprachlichen Identifikation zu klassifizieren, waren diese doch häufig zwei- oder mehrsprachig, sondern betont auch deren unterschiedliche sozialen und kulturellen Verortungen sowie das – im Unterschied zu ihren nicht-jüdischen Kollegen – abrupte und gewaltsame Ende ihrer Karrieren durch die nationalsozialistische Verfolgung. Unter den in Prag tätigen deutschsprachigen Architekten riefen Katona, Schwarz, Mühlstein & Fürth sowie die Gebrüder Kohn die stärkste Resonanz in der gesamten, tschechoslowakischen Fachöffentlichkeit und über diese hinaus hervor, die sich in zahlreichen Publikationen manifestierte. Sie versuchten nach ihrer Flucht, im britischen, indischen oder (süd-)amerikanischen Exil an ihr vorheriges Schaffen anzuknüpfen. Den Architekten der letzten Fallstudie, dem in Wosek/Osek gebore-

ne Wels und dem gebürtigen Budapester Reiner, gelang dies nicht. Während Rudolf Wels in Auschwitz ermordet wurde, überlebte Martin Reiner zwar den Holocaust und kehrte in die Tschechoslowakei zurück, wandte sich aber nach 1945 ganz der Bildhauerei zu (u. a. Denkmal für Louis Fürnberg in Weimar).

Im dritten und letzten Kapitel ordnet Kerdová das in den Fallstudien vorgestellte Schaffen in den europäischen Architekturkontext der Zwischenkriegszeit ein. Sie skizziert kursorisch das Baugeschehen in den Großstädten Hamburg, Frankfurt am Main, Berlin, München, Wien, Budapest und Bratislava und arbeitet Parallelen und Unterschiede zum Schaffen deutschsprachiger Architekten in Prag heraus, die sie mit zahlreichen visuellen Beispielen untermauert. Die Entscheidung, hier auf das Architekturgeschehen in Brno/Brünn zu verzichten, begründet sie damit, dass sie bereits an anderen Stellen des Buchs auf Bauprojekte in der mährischen Metropole verwiesen hat. Das überzeugt nicht ganz. Eine zusammenfassende Betrachtung der Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Überschneidungen der Architekturszenen in Prag und Brno hätte sich hier angeboten, um potenziell größere Experimentierräume außerhalb des politischen Zentrums noch deutlicher aufzuzeigen.

Abschließend fasst Kerdová ihre Ergebnisse zusammen und resümiert, dass die deutschsprachigen Architekten im Unterschied zur linksorientierten tschechischsprachigen Avantgarde über „kein starkes gemeinsames, in politischen oder sozialen Überzeugungen verankertes Programm“ verfügten. Diese Vagheit sei zwar zwangsläufig auf Widerspruch gestoßen, sie ermöglichte ihnen aber auch, „sich ‚freier‘ an die Wünsche bzw. den Geschmack der Bauherren“ anzupassen (S. 243). Mit Ausnahme des Architektenpaars Mühlstein & Fürth erhielten sie keine Staatsaufträge in der Hauptstadt des neuen Staates, wenngleich ein Großteil der neu errichteten Ministerialbauten in Prag paradoxerweise einen deutlichen Einfluss des modernen Klassizismus Otto Wagners und damit des Wiener Stils erkennen ließ.

Der Autorin gelingt ein anregender, wissenschaftlich fundierter Überblick über das Schaffen deutschsprachiger Architekten im Prag der Zwischenkriegszeit, der zugleich die Notwendigkeit einer integrierten Stadt- und Architekturgeschichte aufzeigt. Eine solche könnte zukünftig noch deutlicher als bisher Architektur als entworfenen und gelebten Sozialraum verstehen, in dem sich politische, soziale und nicht zuletzt genderbedingte Macht- und Ungleichheitsverhältnisse widerspiegeln und helfen, diese zu reproduzieren.²

Kerdová's Buch ist für eine Dissertation grafisch außergewöhnlich schön gestaltet, denn ihr zweiter professioneller Hintergrund liegt in der bildenden und multimedialen Kunst, wie unter anderem die aquarellierte Visualisierung ihrer methodischen Vorgehensweise in der Einleitung offenbart. Ihrem Buch ging darüber hinaus ein bereits 2016 entstandener Kurzfilm „Messestraße Elf“³ voraus, in dem sie den

² Siehe zum Beispiel *von Saldern*, Adelheid: Wohnen in der europäischen Großstadt 1900–1939. Eine Einführung. In: *Janatková*, Alena/*Bock*, Uta (Hgg.): Wohnen in der Großstadt 1900–1939. Wohnsituation und Modernisierung im europäischen Vergleich. Stuttgart 2006, 11–38.

³ *Kerdová*, Lenka: Messestraße Elf, Tschechische Republik 2016, <https://dafilms.com/film/10059-messestrasse-elf> (letzter Zugriff 15.12.2023).

Anlass ihres Forschungsprojekts, die zufällige Begegnung mit einer ehemaligen Bewohnerin von „Klein-Berlin“ schildert. Dieser Film kann nicht zuletzt als künstlerisches Plädoyer für eine langfristige Gedächtnisgeschichte des gebauten Sozialraums „Malý Berlin“/„Klein-Berlin“ gelesen werden wie auch für eine – in der Geschichtswissenschaft häufig vergessene – Auseinandersetzung mit den eigenen, vorwissenschaftlichen Erfahrungen als Teil unseres Forschungsprozesses.

Wien

Ines Koeltzsch

Mascher, Ulrike: Stadttex-te und Selbstbilder der Prager Moderne(n). Literarische Identitätsdiskurse im urbanen Raum.

Transcript, Bielefeld 2021, 318 S. (Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft 20), 7 Abb., ISBN 978-3-8376-5586-5.

„Aber war man als Prager Tscheche, Deutscher oder Jude?“ Mit dieser vielfach zitierten „Gretchen-Frage“ des Philosophen Vilém Flusser (1920-1991) eröffnet Ulrike Mascher im Klappentext die zentrale Thematik der leicht überarbeiteten Fassung ihrer Dissertation, die 2020 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen verteidigt wurde. Es geht unter anderem um subjektive (Moderne-)Erfahrungen in der Stadt Prag, Selbst- und Fremdbilder, Identitätskurse sowie „Fragen nach einem Platz innerhalb der modernen Großstadt“ (S. 15). Dabei nimmt Mascher die Leserin/den Leser mit auf einen Streifzug durch das plurikulturelle Prag der Moderne, um aus der Perspektive einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft die verschiedenen, nebeneinander und gegeneinander stehenden Identitätsangebote herauszuarbeiten.

Anhand jeweils fünf deutschsprachiger und tschechischsprachiger literarischer Prosatexte aus der Zeit zwischen 1900 und 1935 analysiert Mascher die raumsemantischen Entwürfe der Stadt Prag sowie die darin enthaltenen Modellierungen in Bezug auf individuelle wie kollektive Identitäten, um diese wiederum an physische Orte zurückzubinden und ihre Codierungen des öffentlichen Raumes zu entschlüsseln. Mit dieser komparatistischen Perspektive möchte die Autorin dazu beitragen, die „Lücke einer gleichgewichtigen Betrachtung der deutsch- und tschechischsprachigen Literatur aus und über Prag zu schließen“ (ebd.). Im Sinne des cultural turn leitet vor allem das kulturwissenschaftliche Interesse der Autorin ihre Analysen: So bilden beispielsweise Fragen nach der „anthropology of the city“¹ bzw. nach der „imaginery of the city“² die Grundlage der Untersuchung, die sich im Anschluss an die Arbeiten rund um den Forschungsverbund „Prag als Knotenpunkt europäischer Moderne(n)“³ sowie die gängigen Standardwerke von Kateřina Čapková⁴ und Ines Koeltzsch⁵ als histoire croisée versteht.

¹ Hannerz, Ulf: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York, Chichester 1980.

² Lindner, Rolf: The Imaginary of the City. In: Schwanhäusser, Anja: Sensing the City. A Companion to Urban Anthropology. Berlin, Boston 2016, 114-129.

³ Angesiedelt an der Universität Tübingen und der Kurt-Krolop-Forschungsstelle zur deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern. Motycka, Lukas: Der internatio-

Die Folie für die Studie bilden gleich drei literatur- und kulturwissenschaftliche Forschungsperspektiven, die im weiteren Verlauf unterschiedliche Gewichtung erfahren: „Stadt“, „Interkulturalität“ und „Raumtheorien“. Die Perspektive der „Stadt“ greift die Metapher von der Stadt als Text und Gedächtnis auf, um unter Rückgriff auf Aleida Assmann, Moritz Csáky, Kateřina Čapková und Ines Koeltzsch deren Heterogenität zu betonen sowie das Schreiben als Strategie der Selbstverortung und -vergewisserung innerhalb der Stadt zu begreifen. Die Perspektive der „Interkulturalität“ – Stichwort Tripolis Praga – stützt sich auf Jan und Aleida Assmann, Clifford Geertz und Maurice Halbwachs und schließt an aktuelle interkulturelle Forschungsperspektiven⁶ an, die die „diskursive und fluide Auffassung von Interkulturalität“ (S. 26) betonen, um die Rolle von Kategorien, nationalen Zugehörigkeiten und Zwischenräumen zu diskutieren. So versteht sie sich als Beitrag zur interkulturellen Literaturwissenschaft. Inspiriert vom spatial oder topographical turn schließt die dritte Perspektive „Raumtheorien“ an Jurij Lotmans Modell der Semiosphäre⁷ an, womit Kultur als Kommunikationsraum und Prag als melting pot durch Brüche und Verschiebungen, Dialogizität und Intertextualität charakterisiert wird.

Das erste analytische Kapitel (Kapitel 2), eine Überarbeitung eines zuvor publizierten Aufsatzes,⁸ ist als Einführung in den Gegenstand konzipiert. Es zielt darauf, die Forschungsperspektiven und ihre Zusammenhänge über eine komparatistische Betrachtung von Franz Werfels „Das Trauerhaus“ (1927), Max Brods „Weberwirtschaft“ (1913) und Richard Weiners „Rovnováha“ (1914) zu verdeutlichen. Das Fazit des Kapitels nimmt die Erkenntnis der gesamten Studie vorweg und ist mit Blick auf den Forschungsstand nicht sonderlich innovativ: „Die Texte eröffnen einen Raum, in dem (interkulturelle) Begegnungen stattfinden, und verhandeln dabei gleichzeitig die Schwierigkeiten, die eine solche Kommunikation an und über Grenzen mit sich bringt.“ (S. 44) Doch würde es der Studie nicht gerecht werden, sie allein darauf zu reduzieren: Denn es ist gerade jene Multiperspektivität und Vielschichtigkeit, die die Stadt Prag auszeichnet und die Mascher im weiteren Verlauf nuanciert herausarbeitet.

Die folgenden Kapitel gelten jeweils einem oder mehreren Stadtbildern Prags. Dazu stellt die Autorin einleitend eine Inhaltszusammenfassung des jeweiligen

nale und interdisziplinäre Forschungsverbund „Prag als Knotenpunkt europäischer Modernen“. In: Kurt-Krolop-Forschungsstelle für deutsch-böhmische Literatur. URL: <https://kurt-krolop.ff.cuni.cz/der-internationale-und-interdisziplinare-forschungsverbund-prag-als-knotenpunkt-europaeischer-modernen/> (letzter Zugriff 27.10.2023).

⁴ Čapková, Kateřina: Češi, Němci, Židé? Národní identita Židů v Čechách, 1918-1938 [Tschechen, Deutsche, Juden? Nationale Identität der Juden in Böhmen, 1918-1938]. Praha 2005.

⁵ Koeltzsch, Ines: Geteilte Kulturen. Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918-1938). München 2012 (VCC 124).

⁶ Weinberg, Manfred / Wutsdorff, Irina / Zbytovský, Štěpán (Hgg.): Prager Moderne(n). Interkulturelle Perspektiven auf Raum, Identität und Literatur. Bielefeld 2018.

⁷ Lotman, Jurij M.: Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik 12 (1990) 4, 287-305.

⁸ Mascher, Ulrike: Interkulturelle Begegnungsräume in literarischen Prag-Darstellungen der Moderne. In: brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei. Neue Folge 25 (2017) 1-2, 173-191.

Textes sowie seine Kontextualisierung und zeitgenössische Rezeption auf Deutsch (und wenn auf Tschechisch, dann mit deutscher Übersetzung) voran, um die unterschiedlichen Positionen des zeitgenössischen Diskurses zu präsentieren. Anschließend demonstriert sie anhand von ausgewählten Textpassagen das vermittelte Bild und stellt im Weiteren intertextuelle Bezüge der europäischen Literaturen, wenn möglich auch intermediale Zusammenhänge her.

So wird mit Paul Leppins Roman „Severins Gang in die Finsternis“ (1914) Prag als Ort der Krise(n) gelesen (Kapitel 3), wobei neben dem Motiv der „toten Stadt“ (im Fin-de-Siècle) das Motiv der „weiblichen Stadt“ und damit verbunden Diskurse zur Alterität („Inszenierung von Fremdheits- und Entfremdungserfahrungen“, S. 78) aufgegriffen werden. Der gleiche Roman wird in Kapitel 4 „Gotická duše“ (1900) von Jiří Karásek ze Lvovic gegenübergestellt, um Prag im Kontext der literarischen (europäischen) Décadence zu verorten. Neben der historischen Stadttransformation, die mit einem Stadtplan anschaulich visualisiert wird, interessiert sich Mascher für die Kontaktbeziehungen und konstatiert unter anderem eine gewisse Nähe zur Wiener Moderne sowie ein „krisenhaftes Moderneverständnis, das seinen Niederschlag in der Gestaltung der Pragbilder findet“ (S. 107).

Wie Prag als Ort der tschechischen Geschichte und damit als historischer, ästhetischer und religiöser Raum gelesen werden kann, demonstriert Mascher anhand von Miloš Martens „Nad městem“ (1917) (Kapitel 5). Dafür greift sie unter anderem das Konzept der „imagined communities“⁹ auf und betont im Rückgriff auf Aleida Assmann¹⁰ den Palimpsestcharakter der Stadt, um für eine Synthese aus tschechischem Historismus und moderner Metropole zu plädieren.

Mit einer komparativen Analyse der beiden Romane „Das Slawenlied“ (1931) von F. C. Weiskopf und „Třásnický dějinných dnů“ (1918/19) von Richard Weiner werden die Transformationen Prags zur „neuen Hauptstadt“ anhand konkreter Erinnerungsorte im Stadtraum und die Positionierungen der Protagonisten innerhalb des neuen Staates dargestellt. Mascher folgt den Bewegungen der Ich-Erzähler, die anhand zweier Stadtpläne visualisiert werden, um das Verhältnis von Zentrum und Peripherie sowie nationale Codierungen und Wertungen zu diskutieren. Zwei Exkurse zur historischen Entwicklung des Feuilletons und seiner Bedeutung für die Stadt sowie über Denkmäler als Erinnerungsorte ergänzen das Kapitel, das mit der Debatte über die 2020 wiedererrichtete Mariensäule am Altstädter Ring eine Brücke zur Gegenwart schlägt.

Ausgehend von einer Außenseiterposition des jüdischen Künstlers widmet sich Mascher anhand von „Der Stadtpark“ (1935) des weniger bekannten Autors Hermann Grab in Kapitel 7 den Figurationen des Jüdischen sowie interkulturellen Spuren in der Stadt. Dieser überarbeitete zuvor publizierte Aufsatz¹¹ zeigt anschau-

⁹ Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main 1996.

¹⁰ Assmann, Aleida: Geschichte findet Stadt. In: Csáky, Moritz/Leitgeb, Christoph (Hgg.): Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem „Spatial Turn“. Bielefeld 2009, 13–28.

¹¹ Vgl. Mascher, Ulrike: Stadtext und Selbstbild in Hermann Grabs „Der Stadtpark“ (2015).

lich die Komplexität jüdischer, deutsch(-sprachig)er, tschechischer Identitätsdiskurse im mehrdeutigen transkulturellen Raum mit seinen Spannungen sowie die Zersplitterung des modernen Subjekts; beides wurde bereits mehrfach beschrieben.¹²

Das „polyphone Panorama der Großstadt“ (S. 227) und Prag als Ort einer sozialistischen Utopie erläutert Mascher am Beispiel von Marie Majerová's „Přehrada“ (1932), dem einzigen analysierten Text aus weiblicher Hand. Hier stehen Diskurse rund um Ästhetik, Wissenschaft, Politik und Technik im Mittelpunkt, wobei Mascher eine andere Lesart über das ideologische Programm Majerová's hinaus anwendet: „Repräsentationen des Urbanen, Konfigurationen der Moderne sowie [...] modernistische Darstellungsformen“ (S. 233) findet sie in Polaritäten wie Stadt versus Land, Natur versus Zivilisation und Technik oder neuen Medien wie dem Radio. Zwei Exkurse ergänzen das Kapitel: Einer widmet sich dem Fluss als (räumlichem) Strukturprinzip und der Bedeutung des Wassers in der stalinistischen Sowjetunion, der andere dem Ringen um das Neue Bauen und die Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Erwartungsgemäß kann in einer derartigen Zusammenstellung Franz Kafka nicht fehlen: So möchte Mascher abschließend seine vielfach bearbeitete Erzählung „Eine Kreuzung“ (1917) interkulturell lesen, um anschließend an Michel Foucault neue (Denk-)Möglichkeiten abseits konventionalisierter Ordnungen aufzuzeigen und insbesondere die Dimension der Nichtzugehörigkeit zu betonen.

Insgesamt wird Mascher ihrem Anspruch, die „äußerst diversen Stadt- und Identitätswürfe gleichberechtigt nebeneinander“ (S. 273) zu stellen, und „vielschichtig die literarischen Pragbilder und individuellen sowie kollektiven Identitätsdiskurse im ebenso vielschichtigen urbanen Raum“ (ebd.) sichtbar zu machen, gerecht. Denn Prag ist mehr als die Literaturstadt, die goldene Stadt, die magische Stadt. Bei all der Vielschichtigkeit fällt es nicht immer leicht, den Überblick zu behalten und nicht verloren zu gehen in den verwinkelten Altstadtgassen, die Mascher mit kulturwissenschaftlichen Konzepten und Exkursen vollgepackt hat und die gelegentlich etwas sprunghaft anmuten. Doch liegt gerade in der umfangreichen Kontextualisierung und Verortung innerhalb zeitgenössischer Diskurse auch eine große Stärke der anregenden Studie. Dabei wird Maschers umfangreiche Kenntnis kulturwissenschaftlicher Konzepte deutlich, die von den Lesenden durchaus ein gewisses Grundwissen erwartet. Die zahlreichen intertextuellen und intermedialen Bezüge führen zwar nicht immer zu innovativen Erkenntnissen, Mascher kann sich auf zahlreiche Forschungsarbeiten stützen, doch überzeugt sie damit, dass sie immer wieder differenzierte und andere Lesarten einbringt.

Die Studie kann so als eklektizistisch im positiven Sinne gelesen werden, denn die einzelnen Kapitel funktionieren weitgehend eigenständig und laden zum Schmökern ein. Obwohl die Auswahl der Texte grundsätzlich repräsentativ erscheint und eine breite Palette an Stadtbildern abgedeckt wird, mangelt es doch etwas an Diversität.

In: brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei. Neue Folge 23 (2015) 1-2, 101-114.

¹² Vgl. exemplarisch: *Koeltzsch*: Geteilte Kulturen (vgl. Anm. 5) oder *Spector*, Scott: Prague Territories National Conflict and Cultural Innovation in Franz Kafka's Fin de Siècle. Berkely 2000.

Weniger bekannte und mehr weibliche Autorinnen einzubeziehen, wäre eine Chance gewesen, das Bild noch auszudifferenzieren und über das bereits Bekannte hinaus neue Einsichten zu bringen.

So wie die Stadt Prag also mit ihrer charakteristischen Architektur ein sehr heterogenes, individuelles Bild, beziehungsweise viele Bilder abgibt, spiegelt auch die Studie einige der vielfältigen Stadtbilder wider: Wer sich dabei nicht ablenken lässt, kann Mascher mit Vergnügen auf dem Streifzug durch die Prager Moderne(n) folgen.

Bamberg/Wien

Magdalena Eriksröd-Burger

Jesenská, Milena: Prager Hinterhöfe im Frühling. Feuilletons und Reportagen 1919-1939. Hg. von Alena Wagnerová. Aus dem Tschechischen übersetzt von Kristina Kallert.

Wallstein Verlag, Göttingen 2020, 416 S., 16 Abb., ISBN 978-3-8353-3827-2.

„Fürwahr, es gibt nichts Spannenderes als gewöhnliche Sachen.“ (S. 165) Mit diesem Satz lässt sich vielleicht das gesamte schriftstellerische Werk von Milena Jesenská (1896-1944) auf einen Nenner bringen. Kafka, bei dem Jesenská Ende Oktober 1919 angefragt hatte, ob sie Texte von ihm ins Tschechische übersetzen dürfe, nennt in der sich entwickelnden und intimer werdenden Korrespondenz am 29. Mai 1920 ihre Feuilletons „Prosa“, hebt Jesenská also in den Rang einer Schriftstellerin und stellt ihre „Sprachmusik“ – „Entschlossenheit, Leidenschaft, Lieblichkeit [...] hellstichtige Klugheit“ – neben keine geringere als die von Božena Němcová.¹ Dabei hatte Jesenská, nach einer Reihe von Übersetzungen, erst gegen Ende 1919 zu schreiben begonnen; ihr wohl erster zur Veröffentlichung bestimmter Text erschien am 30. Dezember 1919 in der „Tribuna“, dem tschechisch-jüdischen Konkurrenzblatt zur deutsch-jüdischen „Prager Zeitung“. Ende Mai waren dort gerade mal 13 Texte von ihr erschienen, von denen Kafka nur einige gekannt haben dürfte.

Milena Jesenská tritt als fertige Schriftstellerin auf die Bühne der tschechischen Literatur, wobei sie ihrem Metier – Feuilletons und Reportagen, allerdings in breiter Variation von Thematik und Stilwillen – bis zu ihrer Verhaftung durch die Gestapo am 12. November 1939 treu geblieben ist. Von 1922 bis 1929 schreibt Jesenská für die „Národní Listy“. In dieser bedeutenden tschechischen Tageszeitung betreut Jesenská einige Jahre eine eigene Frauenseite. Nach einem kurzen Zwischenspiel bei „Lidové Noviny“ publiziert Jesenská ab 1930 als freie Journalistin vor allem in verschiedenen kommunistischen Blättern, darunter der Kulturzeitschrift „Tvorba“. Nach ihrer Abkehr vom Stalinismus wird sie 1937 feste Mitarbeiterin bei der von Ferdinand Peroutka edierten liberal-demokratischen Wochenzeitschrift „Přítomnost“. Jesenská kannte Peroutka aus ihren journalistischen Anfängen bei der „Tribuna“. Im August 1939 stellten die NS-Behörden „Přítomnost“ ein. Peroutka war nach Errichtung des Protektorats im Frühling 1939 verhaftet worden, Jesenská,

¹ *Kafka*, Franz: Briefe an Milena. Erweiterte Ausgabe. Hg. von Born, Jürgen/Müller, Michael. Frankfurt am Main 1991, 22.

die in seiner Vertretung die Chefredaktion übernommen hatte, wurde am 12. November 1939 in Haft genommen. Ohne rechtskräftige Verurteilung wird sie nach ihrer Entlassung und kurzer Rückführung von Dresden nach Prag im Juli 1940 von der Gestapo als „Schutzhäftling“ in das Frauen-KZ Ravensbrück überführt.² Dort stirbt Milena Jesenská mit 47 Jahren am 17. Mai 1944.

Die 2020 erschienene Veröffentlichung „Prager Hinterhöfe im Frühling“ bietet einen von Alena Wagnerová klug ausgewählten, die verschiedenen Schaffensperioden breit repräsentierenden Überblick über die 20 Jahre von Milena Jesenskás Schreiben. Das Vorwort zu Biografie und Werk ist informativ und liefert die entsprechenden, auch biografischen Hintergründe. Die von Wagnerová vorgenommene Einordnung in die „der Reihe der ‚empathischen Frauen‘ der europäischen Kulturgeschichte“ (getragen von klarem und kritischem Verstand „mit dem Herzen sich dem Leben stellen“) und den Vergleich der „empathischen Frauen“ mit den „verdammten Dichtern, die die europäische Kultur seit Villon begleiten“ (S. 10 f.), mag man/frau teilen oder nicht. In jedem Fall aber erscheint Milena Jesenská als eine der großen und nicht entsprechend gewürdigten Autorinnen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die 77 in „Prager Hinterhöfe im Frühling“ aufgenommenen Feuilletons und Reportagen (auf S. 415 ist allerdings von 79 die Rede) sind in drei große Blöcke eingeteilt: Im ersten, 1919-1924 „Auf den Straßen Wiens“, sind 18 Texte aus der „Tribuna“ und sieben aus den „Národní Listy“ zu lesen, darunter der klarsichtige, weil aus eigener Kenntnis von Person und Werk geprägte Nachruf auf Franz Kafka vom 6. Juni 1924: „Er war scheu, ängstlich, friedliebend und gut, aber die Bücher, die er schrieb, sind gnadenlos und schmerzhaft.“ (S. 134) Im zweiten, 1925-1930 „Prag – die Jahre der Avantgarde“, finden sich 27 Texte, 25 davon sind in den „Národní Listy“ erschienen (wobei die beiden Texte zur Stuttgarter Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ ohne Nachweis von Erscheinungsort und Jahr (d.i. 1927) abgedruckt sind); die beiden letzten Texte aus dem Jahr 1929 stammen aus „Lidové Noviny“. Der dritte Block, 1933-1939 „Die Sudetenkrise und das Ende der Demokratie“, versammelt 25 Texte, die einer klaren inhaltlichen, leider nicht gekennzeichneten Trennung unterliegen: Die ersten fünf Texte stehen für Jesenskás Parteinarbeit für die Kommunistische Partei, darunter befindet sich in „Welche Front wollen wir“ („Tvorbá“, 12. März 1933, S. 232 f.) eine fast bösartige Kritik zu einem Artikel von Ferdinand Peroutka in der „Přítomnost“. Die anderen 20 Texte erscheinen ab 1937 genau dort – in der „Přítomnost“. Diese unglückliche Wiedergabe der politischen Artikel von Jesenská verwischt die komplizierte Entwicklung, die hinter ihnen steht: Jesenskás Glauben an die KSČ, ihre Abwendung von der Partei, die sie daraufhin als Trotzkinistin diffamierte. Sie verstellt auch den Blick auf die Qualität ihres engagierten Schreibens. Jesenská war laut Dorothea Rein „nach eigenen Worten“ davon überzeugt, „in der KP-Presse die Fähigkeit zu schreiben fast völlig einzubüßen“³. In

² Zu den Umständen ihrer Verhaftung siehe: Jirásková, Marie: Kurzer Bericht über drei Entscheidungen. Die Gestapo-Akte Milena Jesenská. Frankfurt am Main 1996.

³ Rein, Dorothea: Biographische Skizze. In: Jesenská, Milena: Alles ist Leben. Feuilletons

ihrer Abrechnung mit der KSČ in der „Přítomnost“ vom 26. Oktober 1938, also nach der Umsetzung des Münchner Abkommens, die auch als Selbstkritik zu lesen ist, heißt es: „Ich meine das blinde Vertrauen in die Sowjetunion. Dieses Vertrauen fußt nicht auf Überlegung, sondern auf *Glauben*. [...] Hör auf zu glauben. Von nirgendwoher kommt ein Retter.“ (S. 376 f.) Es wäre sinnvoll gewesen, die beiden Phasen politischen Engagements von Jesenskás – vor und nach dem Bruch mit der KSČ – auch formal zu trennen; gut und notwendig ist es jedoch auch, dass Jesenskás kommunistisch orientiertes Schreiben mitrepräsentiert ist.

Milena Jesenskás erste Texte, entstanden in Wien, wo sie nach exzentrischen Jugendjahren in Prag mit ihrem Ehemann Ernst Pollak, den sie gegen den Willen ihres Vaters, eines bekannten Professors für Zahnmedizin, geheiratet hatte, zwischen 1918 und 1924 lebte, schildern das Elend im ersten Nachkriegsjahr der ehemaligen Metropole der zerfallenen Habsburger Monarchie. Die Ehe läuft schlecht: Inneres und äußeres Elend befähigen sie, wie Jana Černá in der Biografie ihrer Mutter meint,⁴ zu diesen Texten, die aus einer Innensicht heraus den sie umgebenden Umgang mit Armut, Hunger und Verzweiflung zu fassen wissen. Innensicht: Im gesamten Werk Jesenskás ist in einer stets klar benannten Sicht das „Ich“ der Autorin präsent, so erhalten die Texte ihre Schärfe der genauen und an das Alltägliche, das Gewöhnliche zurückgebundenen Beobachtung.

Auf diese Weise – Brechung im Ich der Autorin und Rückbindung, auch des Außergewöhnlichen, an alltägliches Geschehen – funktionieren ihre frühen Wiener Texte (z. B. „Wien“, „Kino“, „Wie man sich in Wien ernährt“, „Die Kinder in Wien“, „Im Prater“, S. 41-63) wie auch ihre letzten, durch und durch politisch gewordenen Texte aus der Zeit vor und nach dem Münchner Abkommen und dem Anschluss des Sudetenlands an das Dritte Reich sowie nach Errichtung des Protektorats (z. B. „Es wird keinen Anschluss geben“ Teil I u. II, „Was hat Henleins Rede in Karlsbad gekostet?“, S. 264-300, oder „Prag, morgens am 15. März 1939“, „Von Nüchternheit und Geste“, S. 382-388).

Die „Přítomnost“-Texte, die die politischen Vorgänge zwischen 1937 und 1939 behandeln, sind die gelungensten, voller Klarsicht, Treue zur erkannten Wahrheit und, wenn nötig, vorsichtigem Mut, immer entschieden und immer auch auf der Seite der „Verlierer“ stehend. Das sind nach 1933 die Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland und im Sommer und Herbst 1938 die antifaschistischen Deutschen aus dem Sudetenland. In Jesenskás Parteinahme für diese Deutschen der Tschechoslowakischen Republik, terrorisiert von Henleins Sudetendeutscher Partei (SdP), greift immer wieder die tschechoslowakische Zensur ein (achtmal auf den S. 265-298). Diese Eingriffe werden in Prager „Hinterhöfe im Frühling“ in eckigen Klammern zwar ausgewiesen, zum Beispiel in dem Text „Deutsche gegen Deutsche – Tschechen gegen Deutsche – und leider: Tschechen gegen Tschechen“ vom 1. Juni 1938: „Wenn

und Reportagen. Hg. und mit einer biographischen Skizze versehen von Dorothea Rein. Frankfurt am Main 1984, 199-223, hier 216.

⁴ Černá, Jana: Milena Jesenskás. Frankfurt am Main 1985, 40: „Sie [Jesenskás/K.B.] verfiel, die Not verwandelte sich in Elend, die Einsamkeit in Verlassenheit, und der Schmerz in dumpfes Grauen. Und aus diesem Grauen, aus der materiellen Not und aus der Verlassenheit heraus erwuchs eines Tages der erste literarische Versuch.“

wir die Deutschen hier für deutsche Bürger erachten – [sieben Zeilen geweißt]“ und „Denn diese Deutschen lieben ihre Sprache – und ich sehe keinen Grund, warum wir das nicht respektieren sollten – sie sind Deutsche, aber keine Nazis [etwa eine halbe Kolumne geweißt]“ (S. 284-289, hier 285), aber die knapp gehaltene Nennung dieser Eingriffe, lässt diese bei der Lektüre fast untergehen. Im Gegensatz dazu wurde in einer früheren deutschen Edition von Jesenskás Feuilletons und Reportagen „Alles ist Leben“ die hier zitierte Seite als Faksimile beigegeben: Diese Visualisierung macht die Schwere der Eingriffe durch die Zensur erst richtig offenkundig und nachvollziehbar.⁵ Jesenská reagiert auf die Zensur-Eingriffe in dem Text „Wie viel hat Henleins Karlsbader Rede gekostet?“ vom 22. Juni 1938:

An dieser Stelle würde ich den Herrn Zensor gern bitten, mich anzuhören. [...] Und dann geht das Ganze so aus, dass derjenige, dem ernsthaft an einer wirksamen Waffe gegen den in der Tschechoslowakei erstarkenden deutschen Faschismus gelegen ist, weniger zu sagen erlaubt ist als einem deutschen Faschisten. (S. 289-300; hier 298 f.)

Jesenská ist kompromisslos, sowohl in ihrer Liebe und Zuneigung als auch in ihrer Ablehnung und Kritik. Dies zeigt sich vor allem in den „Přítomnost“-Texten, in denen sie den Verrat der Westmächte benennt und das Ausgeliefert-Sein der Tschechoslowakischen Republik nach dem Münchner Abkommen. In dieser Situation scheint – neben ihrer spürbaren, aber nicht ausgesprochenen Verzweiflung – eine Treue zur tschechischen Landschaft und zur tschechischen Bevölkerung auf, die keinem Nationalismus, sondern einem gesunden Patriotismus entspringt. Diese Liebe zur Heimat ist aber bereits in früheren Texten präsent: Im ersten Jahr ihrer Rückkehr aus Wien nach Prag, vom 28. Juni bis 30. Juli 1925, erscheinen 10 Texte, die den Titel „Briefe aus Hinterhut“ (S. 146-173) tragen und in denen sie ein hohes Lied tschechischer Existenz in der Verschränkung von Natur und gestalteter Landschaft, Gesellschaft und Kultur erklingen lässt, das Leserinnen und Leser, sind sie offen für avantgardistisch-surreales Schreiben, in Erstaunen versetzt:

Enten, Weiden, Pinguine und die Weiber vom Krautmarkt schuf Gott der Herr an ein und demselben Tag und alle zu meiner Freude. [...] Die Blätter der Kastanien hängen wie gespreizte Finger, wie eine geöffnete menschliche Hand [...] Und dann die Pappeln auf der Kampa, die ich so liebe, und der Mandelbaum auf dem Laurenziberg. [...] Sie alle verdienen es, in die Zeitung zu kommen. (S. 160 ff.)

Die ironische Brechung zum Schluss, die Verknüpfung der eigenen Tätigkeit mit dem Recht der verschiedensten Dinge und Zustände in die Zeitung zu kommen, sichern – so steht zu hoffen – Milena Jesenská einen Ehrenplatz im vielgestaltigen Surrealismus der tschechischen Literatur und Kunst.

Jana Černá stellt hinsichtlich der lebenslangen Bindung ihrer Mutter an Feuilletons und Reportage fest:

Sie hatte ihren Beruf mit geradezu hellseherischer Sicherheit gewählt, ganz unbeirrt hatte sie gleich anfangs das Richtige erkannt. [...] Milena brauchte den unmittelbaren Kontakt zum Leser, und sie musste aktiv in die Geschehnisse eingreifen. Außerdem hätte sie niemals den Atem zu umfangreicher Prosa besessen. Sie drückte sich lieber auf wenigen Seiten aus.⁶

⁵ Jesenská: *Alles ist Leben* 157 (vgl. Anm. 3).

⁶ Černá: *Milena Jesenská* 41 (vgl. Anm. 4).

Doch welcher Reichtum an Inhalten und Blickwinkeln tritt in der kleinen Form auf, zum Teil dem jeweiligen Publikationsorgan geschuldet. Ihre Auseinandersetzung mit dem Elend der Nachkriegszeit in Wien in der „Tribuna“ und ihr entschiedener Einsatz für das Recht der Tschechoslowakischen Republik auf eine eigenständige Existenz, erst unter der faschistischen Bedrohung und dann unter der brutalen Okkupation in der „Přítomnost“ sind schon benannt. Daneben sind es Fragen der Mode (im vorliegenden Band mit guter Begründung der Herausgeberin kaum repräsentiert), Kino, Architektur (ihr zweiter Mann war der dem Bauhaus nahestehende Architekt Jaromír Krejcar), immer wieder soziale Problematiken und Verwerfungen, die gesellschaftliche Position der Frau, Geschlechterbeziehungen, Milieuschilderungen.

Eine dieser Milieuschilderungen hat der vorliegenden Auswahl den Titel gegeben: „Prager Hinterhöfe im Frühling“ (S. 212-215). Der Text findet sich ebenfalls, wie 19 weitere, in der 1984 erschienenen Anthologie „Alles ist Leben“.⁷ Die Übersetzung der 77 Texte der „Prager Hinterhöfe“ sind aus einer Hand, sie wurden von Kristina Kallert erstellt. Bei den 41 Texten in „Alles ist Leben“ zeichnen vier Übersetzer:innen, wobei der Ton Jesenskás im Deutschen nicht einheitlich getroffen ist. Kallert hatte sicher den Vorteil der bereits vorliegenden Übersetzungen, aber sie hat eine einheitliche und gelungene Satzmelodie gefunden, der dem Schreiben von Jesenská ein klares Profil im Deutschen verleiht. Und die Übersetzung von Kallert ist lebendiger. Nur ein Beispiel: Bei den „Prager Hinterhöfen“ in „Alles ist Leben“ heißt es in der Übersetzung von Reinhard Fischer: „Niemals vergesse ich das Bild eines solchen Hinterhofes mit einer Gruppe gerade solcher Kinder, die miteinander wetteifern, wer am weitesten spucken kann. Ein Junge prahlt, daß er sogar Blut spucken könne.“ (S. 111) Bei Kallert klingt das so: „Nie werde ich sein [Heinrich Zille, K.B.] Bild vergessen, das genau so einen Hof mit genau solchen Kindern zeigt, die um die Wette prahlen: ‚Ätsch, wie weit ich spucken kann‘ und ein anderes: ‚Wat is dat schon, wenn ich will, spuck ich Blut!‘“ (S. 214)

Die große tschechische Ausgabe der Feuilletons und Reportagen von Milena Jesenská „Křižvatky“ (Kreuzungen), 2016 von Marie Jirásková herausgegeben, umfasst 355 Texte, eine Auswahl aus den bisher nachgewiesenen 1091 Texten von Jesenská (ohne die 73 Übersetzungen; S. 415). „Prager Hinterhöfe“ bringt 77 Texte von Jesenská, „Alles ist Leben“ hatte 41 Texte enthalten, 20 finden sich in beiden Bänden, sodass nun knapp 100 Texte von Milena Jesenská auf Deutsch vorliegen. Die Publikation der „Prager Hinterhöfe im Frühling“ stellt einen begrüßenswerten, gelungenen und zudem überfälligen Schritt dar, Milena Jesenská auch dem deutschen Lesepublikum tiefergehend bekannt zu machen. Wünschenswert aber wären weitere Editionen ihres Werks, vor allem der 55 Texte aus „Přítomnost“, die zentral auch die deutsche Geschichte betreffen und zum Teil in die Lesebücher gehören.

Die Publikation schließt mit dem Text „Von der Kunst stehen zu bleiben“ vom 5. April 1939 (S. 409-414). Man kann ihn als das ethische Vermächtnis von Milena Jesenská betrachten: Sie, die politisch Verfolgten und Juden zur Flucht verhalf und

⁷ Jesenska: Alles ist Leben 110-112 (vgl. Anm. 3).

von Freunden gedrängt wurde, ebenfalls ins Exil zu gehen, harrte aufrecht stehend auf ihrem Posten aus und widersetzte sich der Diktatur mit Mut, List und der Einsicht „Man muss stehen bleiben können. Mit entblößtem Kopf und einer brennenden Liebe im Herzen, in großer Würde, offen und aufrecht stehen bleiben können an der Seite all dessen, was tschechisch ist.“ (S. 413 f.). Milena Jesenská blieb für ihre Idee davon, was das Tschechische sein könnte, angesichts der nationalsozialistischen Gewalt stehen. Doch ihre Aussage kann eine größere Reichweite und Gültigkeit beanspruchen, sie gilt nicht nur für Tschechien.

Beginnen Sie Ihre Lektüre mit diesem Text und Sie werden „Milena Jesenská“ nicht so schnell aus der Hand legen.

Marburg

Karl Braun

Cooper, David L.: The Czech Manuscripts. Forgery, Translation, and National Myth. Northern Illinois University Press, Ithaca 2023, 252 S., 6 Abb., ISBN 978-1-5017-7194-1.

Nicht nur in der tschechischen Wissenschaft haben die Königinhofer und Grünberger Handschrift in den letzten Jahren wieder vermehrt Interesse hervorgerufen,¹ sondern auch international. David L. Cooper legt mit „The Czech Manuscripts. Forgery, Translation and National Myth“ nun einen weiteren Band zum Thema vor. Der Autor breitet hier seine Überlegungen aus, die er bereits 2012 in einem Aufsatz in „Česká Literatura“ angerissen hatte.² Coopers Buch agiert auf mehreren Ebenen. Einerseits stellt es mit seinem vergleichsweise geringen Umfang von weniger als 200 Textseiten einen niedrigschwelligen und dennoch ausreichend detaillierten Zugang zu den Handschriften dar. Andererseits setzt Cooper auch neue Akzente und erschließt zukünftige Forschungsfelder. Aber kann dieser Spagat gelingen?

Das Buch ist in vier Kapitel eingeteilt, denen eine ausführliche Einleitung vorangestellt ist. Hier erläutert Cooper die zentrale Bedeutung der Handschriften für die tschechische Nationalbewegung und Nationalliteratur. Bis 1886 gab es beispielsweise 33 Buchausgaben der Handschriften, was der dreifachen Menge im Vergleich zu Karel Hynek Mácha's „Máj“ entspricht und Božena Němcová's „Babička“ um das sechsfache übertrifft (S. 19). Die Handschriften sind nach Cooper also das „biggest phenomenon in Czech letters for much of the nineteenth century“ (S. 5). Die Beschreibung des aktuellen Forschungsstands zu den Handschriften (S. 23-25) ist ausführlich und stellt treffend fest, dass die Handschriftenforschung mittlerweile nicht mehr auf eine kategorische Verurteilung der „Fälscher“ aus ist. Stattdessen strebt sie

¹ Vgl. vor allem die von Dalibor Dobíáš verantworteten umfangreichen Sammelbände: Dobíáš, Dalibor (Hg.): *Rukopisy královédvorský a zelenohorský a česká věda (1817-1885)* [Die Königinhofer und die Grünberger Handschrift und die tschechische Wissenschaft]. Prag 2014; Ders. (Hg.): *Rukopisy královédvorský a zelenohorský v kultuře a umění* [Die Königinhofer und die Grünberger Handschrift in Kultur und Kunst]. 2 Bde. Prag 2019.

² Cooper, David L.: *Padělky jako romantická forma autorství. Rukopisy královédvorský a zelenohorský ze srovnávací perspektivy* [Fälschungen als romantische Form der Autorschaft. Die Königinhofer und die Grünberger Handschrift aus vergleichender Perspektive]. In: *Česká Literatura* 60 (2012) 1, 26-44.

eher eine Neubewertung der Akteure und Texte im Kontext ihrer Zeit an. Diese Feststellung ist jedoch nicht neu.

Auch das erste Kapitel bringt für Kenner der Materie keine neuen Erkenntnisse, zumal es sich um eine überarbeitete Fassung des oben erwähnten Aufsatzes des Autors handelt. Dieser führt hier aus, wie Václav Hanka und seine Mitstreiter nach der Entlarvung der Handschriftenfälschung gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Autoren diskreditiert wurden (S. 42) und setzt einen neuen Forschungsansatz dagegen. Für Cooper geht es nämlich eher um die „matrix of forces of intent, motivation, and pressure that produce the forged document“. Für ihn ist Fälschung auch eine Form der Autorschaft, besonders in der Romantik (S. 28 f.).

Im zweiten und mit Abstand längsten Kapitel ergründet Cooper den Erfolg der gefälschten Handschriften mit sprachwissenschaftlichen Methoden. Der Autor analysiert, wie treffsicher Hanka und seine Unterstützer mit den Handschriften an eine vermeintlich bestehende alt-tschechische lyrische und epische Tradition anknüpften und Texte imitierten. Als Vergleichspunkte dienen ihm dabei – genauso wie Hanka und seinen Mitstreitern Anfang des 19. Jahrhunderts – orale russische und serbische Dichtungen. Die computergestützte Analyse zeigt, dass sich die Texte der Handschriften in ihrer Struktur sowohl von zeitgenössischer tschechischer Dichtung als auch von tatsächlicher oraler Tradition unterscheiden (S. 88). Dennoch stellt Cooper fest, dass die Autoren den Handschriften zum Beispiel durch die gelungene Imitation von südslawischen formelhaften Ausdrücken einen „antiquated Slavic ring“ (S. 77) verleihen konnten. Auch die in den Handschriften verwendeten Motive (Ankunft des Helden, Rückzug der feindlichen Armee, etc., S. 93), die Cooper eingehend untersucht, können nicht als Beweis für deren Fälschung dienen; denn sie sind in vergleichbaren literarischen Traditionen verbürgt (S. 108). Wenngleich es sich bei Hanka und Co. nach Cooper also durchaus um „able imitators of oral-formulaic or traditional epic“ (S. 115) handelt, haben sie bei der Erstellung der Handschriften nicht kohärent gearbeitet und auch einige Fehler gemacht. Denn die Texte nehmen Anleihen bei unterschiedlichen Traditionen (S. 115 f.). Der Weg zu dieser Erkenntnis führt zwar entlang einer (computer-)linguistischen Argumentation, die für Fachfremde nicht immer leicht nachvollziehbar ist; dass Cooper seinen Leser:innen jedoch ganz explizit offenlässt (S. 52), ob sie das zweite Kapitel lesen oder nur überfliegen, erstaunt dann doch.

Kapitel drei macht Übersetzung und Pseudo-Übersetzung zum Thema und ermöglicht so einen bislang unbekannten Blick auf die Handschriften. Bei Pseudo-Übersetzungen handelt es sich nach Cooper um „original texts that pretend to be secondary texts“ (S. 119). Während es sich in diesem Sinne bei den Gesängen Ossians um Pseudo-Übersetzungen handelt (Macpherson verkaufte seine Originale ja als vermeintliche Übersetzungen alter schottischer Balladen), könnte man laut Cooper von den Handschriften teilweise als Pseudo-Originale sprechen; also Übersetzungen russischer und serbischer Dichtung, die jedoch als Original dargestellt werden (S. 145). Dies ist als Gedankenspiel sehr interessant, zumal es die Bedeutung von Übersetzungen in der Textgenese der Handschriften neu perspektivieren kann. Denn vermeintliche Fehler Hankas werden so auch als „technique of nontranslation that alters the target language“ (S. 138) wahrgenommen. Anders formuliert: Das

Nicht-Übersetzen eines russischen oder serbischen Ausdrucks in den Handschriften, das im Handschriftenstreit Ende des 19. Jahrhunderts als Beleg für die Fälschung herangezogen wurde, kann vor diesem Hintergrund auch als bewusste Entscheidung mit dem Ziel der Gestaltung der tschechischen Sprache in eine bestimmte Richtung gesehen werden. Cooper verstärkt diese These, indem er darauf hinweist, dass Hanka auch in die moderne tschechische Übersetzung der Handschriften einige Eigenschaften des alt-tschechischen Texts mitnimmt, obwohl das gar nicht geboten oder nötig gewesen wäre (S. 139 f.).

Das hohe Innovationspotenzial des dritten Kapitels kann das vierte Kapitel zu „Faith, Ritual, and the Manuscripts“ leider nicht halten. Coopers Ausführungen zu den „Ritualen der Erinnerung“ (S. 166-183) stellen die Jubiläumsfeierlichkeiten des Handschriftenfonds und Hankas Begräbnis 1861 zwar sehr anschaulich dar. Allerdings bietet dieser Teil des Kapitels wenig mehr als eine gelungene Zusammenführung der bereits vorhandenen Analysen dieser Ereignisse von Forschern wie Marek Nekula³ und Karel Šima⁴. Im ersten Teil des letzten Kapitels geht Cooper auf ritualisierte „Wiedertaufer“ tschechischer nationaler Erwecker ein (S. 151-166); an sich ein interessantes Phänomen, das jedoch über die Binse, dass die Handschriften bei der Verbreitung der tschechischen Nationalbewegung eine große Rolle spielten (vgl. S. 160) kaum hinauskommt. Abschließend gelingt Cooper jedoch noch eine spannende Volte, indem er den Handschriftenstreit als neues Ritual charakterisiert, bei dem es nicht in erster Linie um einen fachlichen Beitrag zur Debatte ging, sondern darum, dass sich tschechische Patrioten durch eine Art öffentliches Glaubensbekenntnisse als solche distinguieren konnten (S. 185).

Eine eher anekdotische Zusammenfassung rundet das Buch ab, das sich mit Ausnahme des zweiten Kapitels sehr flüssig liest. Ein großes Verdienst Coopers ist zudem die Zeittafel der „Highlights and Lowlights in the Life of the Manuscripts“ (S. xiii-xxi), mit der das Buch beginnt. Insgesamt überwiegt jedoch der Eindruck, dass sich die unterschiedlichen Ansprüche an das Buch (allgemeine Einführung zu den Handschriften eingedenk des aktuellen Forschungsstands in Einführung, Kapitel 1 und 4 versus innovative Forschungsansätze in Kapitel 2 und 3) eher im Wege stehen, als sich zu ergänzen. Mit diesem Wissen ist das Buch jedoch auch für verschiedene Zielgruppen eine anregende Lektüre.

München

Matthias Melcher

³ Nekula, Marek: Hankův pohřeb a idea českého slavína. Přebírání a dominance veřejného prostoru českými národními symboly [Hankas Begräbnis und die Idee des tschechischen Slavín. Die Übernahme und Beherrschung des öffentlichen Raums durch tschechische Nationalsymbole]. In: Pražský sborník historický 37 (2009) 149-194; Ders.: Constructing Slavic Prague. The “Green Mountain Manuscript” and Public Space in Discourse. In: Bohemia 52 (2012) 1, 22-36.

⁴ Šima, Karel: Festivní kultura spojená s Rukopisy. Rukopis královédvorský mezi dynamikou měšťanské společnosti a kulturou romantického nacionalismu [Die mit den Handschriften verbundene Festkultur. Die Königinhofer Handschrift zwischen der Dynamik der bürgerlichen Gesellschaft und der Kultur des romantischen Nationalismus]. In: Dobiáš (Hg.): Rukopisy královédvorský a zelenohorský v kultuře a umění 91-117 (vgl. Anm. 1).

Hingarová, Vendula V.: *Česká a slovenská periodika v Argentíně* [Czech and Slovak Periodicals in Argentina].

Univerzita Karlova, Praha 2021, 246 pp., ISBN 978-80-7571-078-9.

The monograph *Česká a slovenská periodika v Argentíně* (Czech and Slovak Periodicals in Argentina) makes a significant contribution to long-term research on Czech and Slovak emigration and political exile. Although Latin America may not have been the main destination of Czechoslovak migrants, there is a rich literature mapping and analyzing the lives of Czech and Slovak communities. Vendula V. Hingarová's research is thus drawing on pioneering studies by Vlastimil Kybal, Josef Opatrný, Ivo Barteček, Vladimír Nálevka, Markéta Křížová and/or Lukáš Perutka. By exploring the history of the Czech and Slovak periodical press in Argentina, the author has produced a complex and meticulous analysis of newspapers and periodicals published by expatriate and exile communities scattered throughout the country. In a way, the study helps to save the cultural heritage and collective memory that might otherwise have been irreversibly lost.

It is true that the catalog of Czechoslovak exile periodicals compiled in 1999 by Lucie Formanová, Jiří Gruntorád and Michal Přibáň covers all Latin American countries with Czech and Slovak presses, including Argentina.¹ However, the compendium includes only newspapers published after 1945, leaving aside most of the periodicals published by Czechs and Slovaks in the 1920s and 1930s. Moreover, the catalog's list of exile periodicals is far from complete, as Vendula V. Hingarová's monograph covers a wider range of titles. This is especially true for Slovak periodicals in Argentina, since the book under review also includes titles that are missing from the catalog, such as *Oznamovatel*, *Slovenský život v Argentíně* or *Zápisník*. In other cases, Vendula V. Hingarová identified previously unknown issues of periodicals and also new libraries or archives that have them in their collections. For example, according to the catalog, only the Náprstkovo Museum in Prague holds the periodical *Velehrad – Alcazar*, but Hingarová found other issues in the archives of the Ministry of Foreign Affairs of the Czech Republic and in the Collegium Carolinum in Munich. At the same time, several issues of *Velehrad – Alcazar* (1945/8 and 9) have been digitized and are available to the public at www.scriptum.cz.

The analysis of Czechoslovak periodicals and newspapers in Argentina confirms the thesis that the expatriate and exile communities produced an incredibly rich print culture, although most periodicals proved to be rather short-lived. Despite the disastrous working and (usually) financial conditions, competition in the publishing industry was paradoxically high. Worldwide, the Czechoslovak exile and expatriate communities produced an impressive number of titles, certainly more than eight hundred. In the United States alone, more than 160 titles were published between 1945 and 1989. Germany had a similar number, while Canada had about 60 exile

¹ Formanová, Lucie / Gruntorád, Jiří / Přibáň, Michal: *Exilová periodika. Katalog periodik českého a slovenského exilu a krajanských tisků vydávaných po roce 1945* [Exile periodicals. Catalogue of Czech and Slovak exile and expatriate periodicals published after 1945]. Praha 1999, 15-18.

publications. The situation was similar in Australia, where nearly 70 newspapers appeared. In more peripheral Argentina, Hingarová counted 45 periodicals since 1907. However, most of them disappeared within a few years or even months, while only a couple of them such as *Nová Doba – Nueva Era*, *Velehrad – Alcazar*, *Slovenský život v Argentině*, *Dělnické listy* or *Slovenský Lud* survived long enough to leave a long-term testimony of the life of the Czech and Slovak communities in Argentina.

As Vendula V. Hingarová has convincingly demonstrated, Czech and Slovak print culture in Argentina had several distinctive features. First, given the importance of Argentina as one of the global centers of the Slovak national movement in exile, Slovak periodicals mushroomed, especially in the late 1940s and 1950s. This was true of the separatist *Juhoamerický Slovák* or *Slovenská Republika*, among others. Second, most of the periodicals aimed to keep Czechoslovak national identity and culture alive. For this reason, expatriate periodicals prevailed, while the exile press proved to be rather marginal and short-lived. Third, due to the close control of the press under the Perón presidency (1946-1955) and the gradual assimilation of the expatriate and exile communities, Czech and Slovak were increasingly replaced by Spanish.

The author has provided a meticulous overview of Czech and Slovak periodicals in Argentina, while at the same time omitting a profound contextual analysis. By studying the press in a particular country, for example, historians and sociologists can contribute to the analysis of the cultural and social networks of expatriate and exile communities around the world. From a methodological point of view, it may be helpful and rewarding to study emigration and exile movements not as hierarchical structures and through the prism of institutional history, but rather as horizontal networks of informal contacts, personal relationships, social ties, cultural activities, financial flows, and political communications that connect their nodes. The story goes that the greatest value of these journals was the fact that they brought together the scattered communities and created a rich and functional network of short-term or long-term ties that cemented community life and facilitated the spiritual, cultural, and ideological development of a society without a home – a shadow nation temporarily living in diaspora. Here, the author could have used *Social Network Analysis* (SNA), which would have allowed her to study emigration and exile as dense networks of contacts, relationships, collaborations, and information exchanges. SNA basically explores social structures from a relational perspective. It models social networks in terms of nodes, representing individuals, and ties, relationships and interactions among them. Tracing its origins back to sociological veterans Emile Durkheim and Georg Simmel, and then largely popularized by Manuel Castells, SNA underwent a massive expansion on the threshold of the 21st century. The first studies applying SNA to historical research appeared around the turn of the 1990s and the exchange between history and SNA has recently led to the formation of an entirely new, emerging field: *Historical Network Research* (HNR). Since 2000, the HNR has been used in a number of studies, mostly investigating religious and political networks as well as the exchange of ideas in early modern and modern Europe. These studies have clearly demonstrated the enormous potential of the

HNR for the analysis of communication networks within the Czechoslovak expatriate and exile communities. In addition to correspondence, the periodical press is an ideal source for the study of historical networks.

Content analysis of expatriate and exile periodicals would be particularly useful in identifying the network of authors as well as the geographical scope of readership and subscribers. It could also shed light on the relationship between periodicals in Argentina and the headquarters of the expatriate and exile press in other countries, especially the United States, Canada and Western Europe. Given that such a study would require the analysis of a large number of typified sources, data modeling and data processing should be included. Hingarová's monograph can thus serve as a starting point for a broader, groundbreaking study of global networks.

Olomouc

Jaroslav Miller

Čechura, Jaroslav: *Švamberkové v proměnách pěti století [Die Schwanberger im Wandel von fünf Jahrhunderten]*.

Univerzita Karlova, Nakladatelství Karolinum, Praha 2023, 478 S., ISBN 978-80-246-5266-5.

Unter den adeligen Konvertiten der Hussitenzeit nimmt der vor 1421 hohe politische Ämter bekleidende Bohuslav von Schwanberg (vor 1396-1425) zweifellos eine Sonderstellung ein. Schließlich handelte es sich bei seinem Glaubenswechsel zum Hussitismus um den wohl spektakulärsten – noch dazu dauerhaften – Übertritt eines Angehörigen aus alteingessestem Herrengeschlecht in Böhmen.¹ Immerhin: Bohuslav hatte zuvor an der Spitze des Pilsener Landfriedens gestanden, der wichtigsten royalistischen Stütze in Böhmen, war jedoch auf seiner westböhmisches – heute nach zwei Feuersbrünsten und der Plünderung durch schwedische Truppen 1647 nur noch als Ruine erhaltenen – Burg Schwanberg bei Krasíkov von einem hussitischen Aufgebot unter dem Kommando Jan Žižkas belagert worden, hatte kapituliert und als Gefangener des hussitischen Feldherrn auf der Burg Přiběnice eingewiesen. Aber schon wenige Monate später tauchte der frisch Konvertierte an der Seite Žižkas auf, avancierte zu einem siegreichen und einflussreichen Taboritenhauptmann. 1425 starb er an den Folgen einer im Kampf erlittenen Verletzung.

Das Adelsgeschlecht der Herren von Schwanberg (tschech. Švamberkové) stammt ursprünglich aus dem westböhmisches Skviřín/Sperling bei Tachov/Tachau und ist schriftlich seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts bezeugt.² Bis zu ihrem Aussterben 1664 gehörten die sich in zahlreiche Nebenlinien aufteilenden Schwanberger

¹ Vgl. Novotný, Robert: Konversionen böhmischer und mährischer Adeliger in der hussitischen Epoche. In: *Bohemia* 58 (2018) 2, 225-245 (hier auch weitere Literaturhinweise).

² Vgl. hierzu vor allem das Lemma von Jiří Janský „Schwanberg“ in: *Das digitale Handbuch der Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich*. Hg. von der Niedersächsischen Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Teil IV, Bd. 15.IV, S. 1334-1344, URL: https://adw-goe.de/digitale-bibliothek/hoefe-und-residenzen-im-spaetmittelalterlichen-reich/id/rf15_IV-3990/?tx_find_find%5BunderlyingQuery%5D%5Bposition%5D=1&tx_find_find%5BunderlyingQuery%5D%5Bq%5D%5Bdefault%5D=Schwanberg&cHash=9b11342e79828c73ad959e174c8ca56d (letzter Zugriff 04.09.2023).

neben den Rosenbergnern, den Herren Berka von Duba und Leipa, Riesenberg, Pernstein oder Wartenberg zu den angesehensten Geschlechtern im Land. Im Spätmittelalter verlagerte sich der Schwerpunkt ihres Besitzes von West- nach Südböhmen. Ihr Wappen zierte ein silberner, laufender Schwan auf rotem Schild. Dieses Standesymbol ist auch auf dem Cover des hier anzuzeigenden Buches abgebildet.

Nach der Samtenen Revolution erlebte die Adelforschung in der tschechischen Geschichtswissenschaft eine neue Blüte, die bis heute anhält. Bereits 1996 hat Jaroslav Pánek, selbst Experte für die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Adelsgeschichte, auf das wachsende Interesse der Öffentlichkeit am Adel verwiesen, das seinerzeit insbesondere im Zusammenhang mit dem Prozess der Restitutionen nach 1989 und offenen Eigentumsfragen aufkam. Zugleich machte er auf neue methodologische Herangehensweisen auf diesem Forschungsfeld aufmerksam.³ Davon, dass historisch-topografische, prosopografische, mentalitäts- und alltagsgeschichtliche Ansätze aufgenommen werden, zeugen die Veröffentlichungen etwa von Josef Petraň, Josef Válka, Václav Ledvinka, Václav Bůžek oder Tomáš Knoz. Auch Jaroslav Čechura gehört in diese Reihe von „Adels-Experten“. In seinen zahlreichen Publikationen hat er sich wirtschafts- und sozialhistorischen Fragen gewidmet und mikrohistorische Studien vorgelegt, mit denen er thematisch ein breites Spektrum abdeckt, das von der Herrschaftszeit der Luxemburger über Fragen von Kriminalität und Alltag in der Frühen Neuzeit bis hin zur Regionalgeschichte von Třeboň/Wittingau reicht. Der deutschen Historikergemeinde ist Čechura vor allem durch sein wegweisendes Buch über „Die Struktur der Grundherrschaften im mittelalterlichen Böhmen“ bekannt.⁴

Sein neues Werk gilt nun den Schwanbergern, deren Geschichte er in insgesamt 24 Kapiteln mit über 2000 Fußnoten rekonstruiert. Das Buch ist chronologisch aufgebaut, beginnt mit den ältesten Angehörigen dieses böhmischen Adelsgeschlechts im 13. Jahrhundert und führt über herausragende Persönlichkeiten der Familie zu wichtigen Nebenlinien bis zum Aussterben des Geschlechts im 17. Jahrhundert. Der Darstellung liegt exzellente Quellenforschung zugrunde, Čechura hat viele bislang unbearbeitete Bestände ausgewertet, insbesondere im Staatlichen Regionalarchiv Třeboň.

Zuerst quellenmäßig belegbar ist für die Jahre 1224 bis 1232 Ratmir I. (Ratmirus de Squirina), der 1227 als Kammerdiener im Pilsener Kreis erscheint. Seinem Sohn Ratmir II., der wiederholt in der Umgebung des böhmischen Königs Přemysl Ottokar II. erschien, wird die Gründung des Minoritenklosters in Strýbro/Mies – Begräbnisstätte der Herren von Schwanberg – zugeschrieben. Erstaunlich wenig ist über die Schwanberger im folgenden „dunklen“ 14. Jahrhundert bekannt, nicht einmal bei Václav Březan (1568-1618), Archivar, Bibliothekar und Historiograf der böhmischen Adelsfamilien Rosenberg und Schwanberg finden sich Hinweise auf diese. Bekannt ist indessen, dass Karl IV. für die Krönung seines Sohnes Wenzel im Jahr 1375 hohe

³ Pánek, Jaroslav: Šlechta v raně novověké Evropě z pohledu českého a evropského bádání [Der Adel im frühneuzeitlichen Europa aus Sicht der tschechischen und europäischen Forschung]. In: Opera historica 5 (1996) 19-45.

⁴ Vgl. exemplarisch: Čechura, Jaroslav: Die Struktur der Grundherrschaften im mittelalterlichen Böhmen unter besonderer Berücksichtigung der Klosterherrschaften. Stuttgart, Jena, New York 1994.

Geldsummen brauchte, die er sich bei den bedeutendsten Adelsfamilien des Landes zu leihen bemühte. Auf einer von Čechura erstellen Liste erscheint der Name von Bohuslav III. von Schwanberg (†1378) aus der Hauptlinie A des Zweiges Bor-Schwanberg, der das Amt des Prager Oberstburggrafen bekleidete, an neunter Stelle. Das unterstreicht die inzwischen etablierte Stellung seiner Familie, die auch dadurch zum Ausdruck kam, dass im Königreich Böhmen Ende des 14. Jahrhunderts immer häufiger Schwanberger politisch in Erscheinung traten: So etwa die Brüder Buschek (Bohuslav IV.) und Bohuslav V. († ca. 1401), die 1395 Mitglieder des gegen Wenzel IV. gerichteten Herrenbunds wurden.

Das „hussitische“ 15. Jahrhundert war auch für das Haus Schwanberg eine bewegte Zeit. Vom Konvertiten Bohuslav von Schwanberg war eingangs bereits die Rede. Neben ihm stellt Čechura in Kapitel 4 und 5 bedeutende Repräsentanten der Schwanberger wie Hynek Krušina (†1456) vor, Teilnehmer an der Schlacht bei Lipany auf Seiten der Herrenliga, der über mehrere Jahrzehnte die Politik im Pilsener Kreis beeinflusste und der den ihm selbst zu verantwortenden Raub zahlreicher kirchlicher Güter legalisierte. Sein Sohn Bohuslav VII. (†1490) richtete die ökonomische und politische Macht des Adelshauses nach Süden aus, was den Schwanbergern neben der familiären und politischen Annäherung an die hier dominierenden Rosenberger auch die strategisch wichtigen Burgen Zvíkov/Klingenberg und Orlík/Worlik sowie deren einträgliche Grundherrschaften einbrachte, ebenso 1473 das Kloster Milevsko/Mühlhausen.

Die darauffolgenden Generationen führten den Weg der Schwanberger erfolgreich weiter, unter ihnen der homo politicus Christoph von Schwanberg (†1534), der 1519 Mitglied der böhmischen Delegation zur Wahl des Nachfolgers von Kaisers Maximilian I. war und der – wie ein Steuerregister von 1529 verdeutlicht – zu den reichsten böhmischen Adeligen seiner Zeit gehörte. Heinrich d. Ä. (†1574) ist als typischer Renaissance-Aristokrat zu bezeichnen. Er bekleidete zeitweilig das Amt des Hofrichters und ließ die Residenz Klingenberg im Stil der Zeit prächtig ausbauen. Čechura versteht es nicht nur, diese und andere charakteristische Persönlichkeiten der Schwanberger plastisch zu zeichnen, er zeigt sie auch im Kontext des zeitgenössischen Adels- und Alltagslebens.

Mit dem Tod des letzten kinderlosen Rosenbergers Peter Wok erbten die Schwanberger auf der Grundlage der bereits 1484 geschlossenen Erbeinigung die reichen Grundherrschaften (unter anderem mit immerhin drei Städten, vier Städtchen und 69 Dörfern) sowie Nové Hrad/Gratzen, zu denen nach dem Tod des kinderlosen Neffen Peter Woks noch weitere Grundherrschaften hinzukamen, allen voran Rožmberk/Rosenberg selbst.

Die Niederlage des böhmischen Ständeaufstands und die Schlacht am Weißen Berg sollten auch für die Schwanberger einschneidende und dauerhafte Folgen haben. Peter II. von Schwanberg (†1620) gehörte als lutherisches Mitglied dem 30-köpfigen, nach dem zweiten Prager Fenstersturz gebildeten Ständedirektorium an. Allerdings ließ die Rache der katholischen Sieger nicht lange auf sich warten. Bei den nachfolgenden Konfiskationen verlor das Adelshaus Schwanberg seinen Besitz. Schließlich starb das Geschlecht mit dem völlig verarmten Adam II. (†1664) im Mannesstamm aus. Was folgte, war ein langer und vergeblicher Kampf um die Rück-

gewinnung des Besitzes. Dieser endete mit Františka Polyxena von Paar, geb. von Schwanberg († 1704), die ein halbes Jahrhundert erfolglos um den verbliebenen westböhmisches Familienbesitz der Linie Schwanberg von Bor bei Tachov kämpfte.

Ab Kapitel 16 liegt das Hauptaugenmerk nicht mehr auf den Biografien der Schwanberger, vielmehr geht es um grundlegende mit dem Adelsgeschlecht in Verbindung stehende dynastisch-politische, ökonomische und kultur- wie alltagsgeschichtlich relevante Fragen. So spürt Čechura den fast ein Dutzend ausmachenden Nebenlinien nach (Kap. 16), erforscht die eigentumsrechtliche Lage der Familie im vor- und nachhussitischen Böhmen (Kap. 17), wozu er unter anderem Urbarien herangezogen hat. Er fragt nach der Bedeutung der westböhmisches (Kap. 18) und der heterogen strukturierten südböhmisches Herrschaften der Schwanberger (Kap. 19) und danach, welche wirtschaftliche Bedeutung diese hatten. Die Herrschaft Klingenberg (Kap. 20) gilt als „schwanbergische Perle“, Worlik (Kap. 21) seit 1514 als neues Machtzentrum der Linie Schwanberg von Klingenberg. In einem weiteren Kapitel befasst sich Čechura mit ökonomischen und sozialen Aspekte des rosenbergischen Erbes (Kap. 23), wobei er das ebenso umfangreiche wie vielschichtige Thema der Verschuldungen der frühneuzeitlichen Schwanberger nicht übergeht (Kap. 24).

Ein knappes Resümee, Stammtafeln sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis schließen die Monografie ab, die ein lange vergessenes oder stiefmütterlich behandeltes Adelsgeschlecht ins Bewusstsein zurückruft.

Leipzig

Thomas Krzenek

Bůžek, Václav (Hg.): Der Böhmisches Ständeaufstand 1618-1620. Akteure, Gegner und Verbündete.

Aschendorff Verlag, Münster 2021, 430 S., ISBN 978-3-402-24761-7.

Im Mai des Jahres 2018 jährte sich der Prager Fenstersturz zum 400. Mal. Die Folge dieses Ereignisses war ein dreißig Jahre währender Krieg, der ganz Europa erschütterte. Zunächst jedoch, noch bevor sich dieser Krieg auf das ganze Heilige Römische Reich deutscher Nation und darüber hinaus ausbreitete, war das Königreich Böhmen von ihm betroffen. Diese erste Phase des Dreißigjährigen Krieges, genannt der „Böhmisches Krieg“, fand im Zuge des Aufstandes der böhmischen Stände gegen die habsburgische Herrschaft statt. Dieser Phase widmet sich der hier besprochene von Václav Bůžek herausgegebene Sammelband. An sich sollten die Beiträge auf einer internationalen Konferenz in der Tschechischen Republik diskutiert werden, wie der Herausgeber in der Einleitung vermerkt, doch aufgrund der Covid-Pandemie konnten die Ergebnisse nur schriftlich vorgelegt werden.

Der Band beinhaltet Beiträge von zwanzig Autorinnen und Autoren, die in vier große Themenbereiche eingeteilt sind. In der Einleitung erwähnt Bůžek die verdienstvolle Monografie Josef Petráň zur Exekution der Anführer des Aufstandes der böhmischen protestantischen Stände gegen die Habsburger auf dem Altstädter Ring,¹ die seit den 1970er Jahren mehrere Auflagen erlebte und heute noch eine

¹ Petráň, Josef: Staroměstská exekuce [Die Exekution auf dem Altstädter Ring]. Praha 1972, 1985, 1996, 2004.

wertvolle Grundlagenarbeit zum Ständeaufstand darstellt. Daran anschließend zählt Bůžek die Fortschritte, aber auch die Desiderate zur Erforschung des Ständeaufstandes auf. So gibt es zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten des Ständeaufstandes bis dato noch keine Biografie.

Die Beiträge des ersten Themenblocks beschäftigen sich mit der politischen Lage in Europa und in Böhmen. Ronald G. Asch gibt hier einen originellen Überblick über Friedenschancen und Konfliktpotentiale im politischen Kräftespiel Europas. Der Herausgeber beleuchtet den Weg zum berühmten Prager Fenstersturz, dem als Anlassfall des Dreißigjährigen Krieges deklarierten Ereignis. Ivo Cerman stellt sich die Frage, ob dieser Böhmisches Aufstand naturrechtlich begründet wurde. Er kommt zum Schluss, „dass der Widerstand der böhmischen Stände nicht auf naturrechtlichen Argumenten beruhte“ (S. 81). Das Naturrecht war eher eine Sache der Katholiken. Die Protestanten legitimierten ihren Aufstand durch juristische Argumente.

Der zweite Teil des Bandes fragt danach, wie der Ständeaufstand jenseits der Grenzen Böhmens wahrgenommen wurde. Hier geht Christoph Kampmann auf die kursächsische Friedenspolitik während der ersten beiden Jahre des Konflikts ein, womit er in der Tat einen Themenbereich anspricht, der für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges – sehen wir einmal von Johannes Burkhardts originellem Buch „Der Krieg der Kriege“² ab – unterbelichtet ist. Ondřej Lee Stolička betrachtet die Wahrnehmung der böhmischen Rebellion in Madrid, Luc Duerloo die mediale Aufarbeitung der Revolte in den habsburgischen Niederlanden und Tomáš Černušák analysiert die Perzeption des Aufstandes in der päpstlichen Diplomatie. Olivier Chaline, der ein vieldiskutiertes Buch über die Schlacht am Weißen Berg geschrieben hat,³ stellt die Reaktionen auf den Aufstand in Paris vor. Da Frankreich einige Jahre vor dem Ständeaufstand selbst von schweren Religionskriegen erschüttert wurde, war Böhmen „bei mehreren Gelegenheiten ein Spiegel der französischen Ängste auf der einen oder anderen Seite“ (S. 145). Der Herausgeber des Bandes, Václav Bůžek, berichtet wiederum über die Reaktionen in München, die zunächst einmal ziemlich zurückhaltend ausfielen.

Im dritten Teil des Buches, das die Verbündeten der böhmischen Stände zum Thema hat, geht Tomáš Knoz auf den Anführer der mährischen Stände, Karl den Älteren von Žerotín, ein. Knoz, der eine Biografie zu Žerotín geschrieben hat,⁴ ist ein ausgewiesener Kenner der Ereignisse in Mähren. Der Aufsatz von Klara Andresová Skoupá hat die Zusammensetzung der Ständearmee zum Gegenstand und jener von František Koreš den eher weniger beachteten niederen Adel des Königreichs Böhmen. Kateřina Pražáková, Pavel Král und Jana Hubková stellen in ihren Abhandlungen drei wichtige Akteure dieser ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges und ihr Informationsnetzwerk vor, namentlich Johann Georg I. von Sachsen, James I.

² Burkhardt, Johannes: Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Stuttgart 2018.

³ Chaline, Olivier: La Bataille de la Montagne Blanche (8 novembre 1620). Un mystique chez les guerriers. Paris 2001.

⁴ Knoz, Tomáš: Karel starší ze Žerotína. Don Quijote v labyrintu světa [Karel der Ältere von Žerotín. Don Quijote im Labyrinth der Welt]. Praha 2008.

von England und Friedrich V. von der Pfalz, den späteren König von Böhmen. Gábor Kármán schildert das Verhältnis der ungarischen Stände zum Aufstand in den Ländern der Wenzelskrone. Ab 1620 entstand eine ungarisch-böhmische Allianz. Der Fürst von Siebenbürgen und Anführer der antihabsburgischen Partei, Gabriel Bethlen, griff sogar militärisch auf Seiten der Böhmen in den Krieg ein.

Der vierte Themenkomplex behandelt die Kommunikationsnetzwerke der Gegner der Rebellion. Jiří Hrbek vollzieht nach, wie und mit wem Ferdinand II. kommunizierte. Vítězslav Prchal untersucht die Kontakte und das Kommunikationsverhalten des Wiener Hofkriegsrates. Jiří Mikulec analysiert die maßgebliche Rolle des Prager Erzbischofs Johann Lohelius, Josef Hrdlička betrachtet den böhmischen katholischen Adel und Tomáš Sterneček geht in seiner Mikroanalyse auf bedeutende Akteure in der Stadt Budweis (České Budějovice) ein. Die Beiträge führen einmal mehr vor Augen, wie fruchtbringend methodische Ansätze der politischen Kommunikation für die Rekonstruktion der Entstehung und Funktionsweise von Beziehungsgefügen in der Frühen Neuzeit sein können.

Die Beiträge sind vor allem in zweierlei Hinsicht von Interesse: Erstens bereichern alle Aufsätze des Bandes unser Wissen über den Ständeaufstand in Böhmen von 1618 bis 1620. Sowohl die Darstellung der innerböhmischen als auch der internationalen Handlungsmuster und Perzeptionen tragen viel zum Verständnis der handelnden Akteure bei. Zweitens gibt der Band äußerst wertvolle Einblicke in die enorm vielschichtige tschechische Forschung zur Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Die Autorinnen und Autoren des Bandes sind durchweg bestens mit der Materie vertraute Forscherinnen und Forscher, die bereits viel zu ihren Themen publiziert haben. Leider, so muss immer wieder betont werden, entgehen der nicht des Tschechischen mächtigen Scientific Community, die zu dieser Epoche forscht, aufgrund der Sprachbarriere viele wertvolle Erkenntnisse.

Innsbruck

Robert Rebitsch

Fillafer, Franz L.: Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750-1850.

Wallstein Verlag, Göttingen 2020, 632 S., 36 Abb., ISBN 978-3-8353-3745-9.

2020 legte der an der österreichischen Akademie der Wissenschaften tätige Franz Fillafer mit „Aufklärung habsburgisch“ eine etwa 600-seitige Monografie vor, die nicht nur eine Weiterentwicklung seiner 2012 in Konstanz verteidigten Dissertation, sondern auch den bisherigen Höhepunkt seines wissenschafts- und ideenhistorisch orientierten Schaffens bildet. Nach zahlreichen Aufsätzen zur Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert führt er in diesem Buchprojekt die unterschiedlichen Aspekte seiner Theorie zu einem homogenen Ganzen unter den drei für die Aufklärungsforschung wesentlichen Schlagworten „Staatsbildung – Wissenskultur – Geschichtspolitik“ zusammen. Im Vordergrund seines Werkes steht die Dekonstruktion bekannter Vorurteile und „Mythen“ der zentraleuropäischen Aufklärung, die er in den habsburgischen Ländern verortet.

Dies zeigt sich besonders deutlich in seiner grundsätzlichen These, dass die Aufklärung häufig als „säkular-demokratische Moderne“ (S. 513) verstanden werde, eine

Zuschreibung, die sie laut dem Autor allerdings erst durch die Französische Revolution erhalten habe. Um diese These zu überprüfen, wählt er einen diskursanalytischen Ansatz, der es ihm erlaubt, die vielfältigen Ausformungen und Bedeutungsebenen der Aufklärung in ihrer Entwicklung und Umdeutung während der Sattelzeit nachvollziehbar zu machen. Die Habsburgermonarchie gilt ihm nicht zuletzt deswegen als passender Untersuchungsraum, weil er auch hier ein Klischee der bisherigen Forschungsliteratur widerlegen möchte: Die Monarchie wurde lange Zeit als ein Hort des Konservatismus interpretiert, in dem aufklärerische Tendenzen nur von oben herab oktroyiert und nach der Revolution in Frankreich unterdrückt wurden. Im Widerspruch dazu weist Fillafer jedoch die breite Rezeption und das wirkmächtige Nachleben aufklärerischer Ideen nach, die sowohl in das liberale als auch das konservative Gedankengut des Vor- und Nachmärz eingeflossen sind. Anhand von unzähligen Beispielen aus den unterschiedlichen Teilen der Monarchie kann er zeigen, dass das Schlagwort der Aufklärung, wie auch die in ihrem Geist getroffenen Entscheidungen und Reformen, von verschiedenen Interessenverbänden für ihre ganz eigenen Intentionen genutzt wurden und sich somit zuweilen gegen die ursprünglichen Anliegen der „Aufklärer“ richteten.

„Die Aufklärer“, das sind in Fillafers Studie eine große Gruppe von Rechts- und Staatswissenschaftlern, Historikern, Künstlern, Philosophen und Theologen, wie auch die Berater der gekrönten Häupter und nicht zuletzt die habsburgischen Herrscher selbst. Kontinuierlich stützt er sich dabei auf bedeutende und bekannte Vertreter dieser Geisteshaltung wie Joseph von Sonnenfels, Carl Anton von Martini oder Carl von Kübeck, deren Theorien und Überlegungen in mehreren Teilen des Buches zur Sprache kommen und die breite Auswahl an Themen wie eine Klammer zusammenhalten. Zugleich widmet sich der Autor aber auch jenen Vertretern der Aufklärung, die dieses Gedankengut in den Kronländern weitertrugen und repräsentierten, wie Ruđer Bošković, Václav Štulc oder František Faustin Procházka. Seine umfassenden Sprachkenntnisse ermöglichen es ihm dabei, Quellen aus verschiedenen Teilen der Monarchie im Original einzubeziehen, was die vorliegende Studie zu einer aufschlussreichen Synthese unterschiedlicher „Aufklärungsmuster“ in Mitteleuropa macht. Es ist ein Merkmal des Buches, dass in jedem Kapitel die Schriften einzelner Denker dieser Zeit und ihr Nachwirken bzw. ihre Weiterentwicklung im 19. Jahrhundert im Vordergrund stehen, anhand derer allgemeinere Fragen zum patriotischen, kirchlichen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und juristischen Erbe der Aufklärung in der Monarchie bearbeitet werden. Hinzu kommen künstlerische Auseinandersetzungen mit dem theoretischen und reformerischen Werk der Aufklärung, etwa in den Fresken Franz Anton Maulbertschs und den Theaterstücken Franz Grillparzers, sodass eine Reihe quellengesättigter Mikrostudien aus unterschiedlichen regionalen und situativen Zusammenhängen die Transformationsgeschichte der Aufklärung in einzelnen lokalen und gesellschaftlichen Kontexten nachvollziehbar macht.

Wichtig ist dem Historiker dabei vor allem zu zeigen, dass es nicht „die eine Aufklärung“ gab, die sich in Zentraleuropa unwidersprochen durchsetzen konnte oder bekämpft wurde, sondern dass vielfältige Anpassungs- und Aneignungsstrategien dieser Strömung existierten, die sich auf alle Bereiche gesellschaftlichen Handelns

auswirkten. Dies erläutert er etwa im ersten Kapitel „Von der Vaterlandsliebe zum Völkerfrühling“, in dem er der etablierten Forschungsmeinung wiederum einen – wie er selbst betont – alternativen Erklärungsansatz gegenüberstellt. Er verfolgt dabei den Weg vom vaterlandsliebenden Patriotismus Sonnenfels’ bis zum revolutionären Nationalismus von 1848. Die Einheit des Reiches, die sich auf die Dynastie bezog, wurde dabei vermehrt in Zweifel gezogen, indem Vertreter unterschiedlicher (imaginierte) Sprach- und Kulturgruppen einander beschuldigten, sich mit ihrem einstigen gemeinsamen Gegner, dem Absolutismus, zu verbünden. Spannend erweist sich dabei vor allem die Umwidmung des liberalen Weltbürgertums und der Völkerfreundschaft zur Idee eines Zivilisierungs- und Missionierungszwanges einzelner Nationen – die Gründe für diesen Wandel werden jedoch nicht weiter ausgeführt.

Kapitel zwei und drei des Buches widmen sich der Frage, wie die Kirche und der Katholizismus die Aufklärung in doppelter Weise beeinflussten: Zum einen, indem sie diese in ihrer Frühphase konturierten und gestalteten, zum anderen, indem sie sich nach der Französischen Revolution in Opposition zum aufklärerischen Gedankengut positionierten, um ihre legitime Stellung an der Seite des Herrscherhauses zu begründen. Fillafer verwehrt sich dabei gegen die Aushöhlung des Begriffs „Josephinismus“ und dekonstruiert die verallgemeinernde Kontrastierung von Barock, Aufklärung und Restauration. Anhand von zahlreichen Einzelstudien, wie dem erhellenden Beispiel der Newtonaneignung im katholischen Milieu, weist er nach, dass diese Strömungen nur in Abhängigkeit zueinander zu verstehen sind.

In dem philosophisch orientierten Abschnitt „Wissenskulturen des Vormärz“ bezieht der Autor die Rezeption der internationalen Aufklärungsschriften in den habsburgischen Ländern in seine Analyse ein. Am Beispiel von Immanuel Kant kann er zeigen, dass auch in diesem Bereich das späte 18. und das 19. Jahrhundert eine Meistererzählung der österreichischen Aufklärung geschaffen haben, die zwar eine direkte Entwicklungslinie zum Wiener Kreis erklären kann, in ihrer Deklaration eines österreichischen „Sonderwegs“, der sich in Abgrenzung zu Kant der Leibniz-Wolff’schen Scholastik zuwandte, aber als zu einseitig gedacht erscheint.

Ebenfalls stark einem ideengeschichtlichen Ansatz unterstellt ist das wirtschaftshistorische Kapitel dieser Arbeit, das sich mit dem merkantilistischen Erbe der Monarchie in Vormärz und Liberalismus auseinandersetzt. Im Vordergrund stehen dabei die Feudal- und Bodenreformen zwischen der Ära Josephs II. und 1848 sowie die zahlreichen Anpassungs- und Homogenisierungstendenzen des diversifizierten Zollsystems der Gesamtmonarchie. Beide Aspekte, die eine Vereinheitlichung der Monarchie und eine Eindämmung adeliger sowie kirchlicher Macht zur Folge haben sollten, dienten dem Aufbau eines kohärenten Staatssystems. Diese Erkenntnis ist nicht neu, interessant ist dagegen Fillafers Hinweis auf die differenzierte Rezeptionsgeschichte Kaiser Josephs II., der zum „Säulenheiligen“ der Liberalen avancierte, obwohl sie seine Handelspolitik entschieden ablehnten. Darüber hinaus gelingt es dem Autor, anhand der franziszeischen Reformen – insbesondere dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch (ABGB) und dem Kataster – nachzuweisen, dass der Vormärz gerade in ökonomischer Hinsicht keine Phase des Stillstands und des Rückbaus war, sondern die Modernisierungsbestrebungen Josephs verstetigte. Gleichzeitig nutzten konservative Kräfte in Kirche und Adel eben jene rechtlichen

Möglichkeiten, die ihnen das ABGB eröffnete, um sie beschneidende Entscheidungen des „aufgeklärten Absolutismus“ zu bekämpfen.

Kern des Buches stellt das sechste Kapitel „Naturrechtspraxis und Empire-Genese“ dar, in dem die wechselvolle Vor- und Nachgeschichte des ABGB aus juristischer Perspektive als eine „österreichische Dialektik“ interpretiert werden. Fillafer beschäftigt sich in diesem Zusammenhang vor allem mit verschiedenen Spielarten des Naturrechts, das der „Vater“ des ABGB, Franz von Zeiller, aus seinem politischen Kontext löste und es dadurch für die staatlichen Entscheidungsträger auch in der postrevolutionären Zeit der Koalitionskriege annehmbar machte. Auf Basis dieser Naturrechtsvorstellung konnte sich zudem der bereits erwähnte Wirtschaftsliberalismus ausprägen. Die Entstehung von Rechts- und Einheitsstaatlichkeit in der Habsburgermonarchie waren eng mit der Naturrechtsfrage verwoben, sodass dieser Abschnitt zentrale Grundthesen der aktuellen Forschung aus einer rechts- und wissenschaftshistorischen Perspektive analysiert und auf anregende Weise weiterdenkt.

Im letzten Teil seines Werks kehrt der Autor noch einmal zu den eingangs präzentierten Leitfragen zurück. Er macht deutlich, dass die Josephiner, die in den 1790er Jahren noch ihre Position als loyale und gemäßigte Revolutionsfeinde behaupten konnten, im Vormärz zusehends die Deutungshoheit über das Erbe der Aufklärung an die restaurativen Kräfte des Staates verloren. Die habsburgische Form dieser Geistesströmung galt nun nicht mehr als ein von obrigkeitlicher Seite gelenkter Gegenpol zur jakobinischen Revolution, sondern wurde zu einer simplen Abwandlung der französischen Aufklärung umgedeutet: „So drohte die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert jene Europas aufzusaugen“ (S. 493). Die Abhandlung kulminiert schließlich in einer Zusammenfassung der Geschichtspolitik des Neoabsolutismus, in dem verschiedene und zum Teil konkurrierende Gruppen allesamt „ihre Aufklärung“, bzw. „ihren Vormärz“ kreierte, was zu ungewöhnlichen Legitimierungstendenzen und politischen Allianzen führte.

Das vorliegende Buch bildet mit seinem Quellen- und Literaturreichtum, der Vielfalt an Einzelaspekten und Details sowie seinem gesamtheitlichen Anspruch einen wichtigen und lesenswerten Beitrag zur österreichischen Geschichtsschreibung der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts. Fillafer gelingt es darin, die österreichische Form der Aufklärung in ihrer Eigenständigkeit sowie deren facettenreiche Metamorphosen in unterschiedlichen geografischen und gesellschaftlichen Kontexten zu exemplifizieren. Durch die breite, mikroanalytische Exegese einzelner Texte und deren Einbettung in ihren Rezeptionszusammenhang macht der Autor deutlich, dass ein Verständnis der späten Habsburgermonarchie nur auf Basis des jahrelang von der Historiografie vernachlässigten Vormärz sowie der Zeit der Koalitionskriege möglich ist. Auch wenn viele Unterkapitel lediglich für Experten und Expertinnen des jeweiligen Forschungsfeldes ganzheitlich durchdringbar erscheinen und einige Erkenntnisse des Textes durchaus bereits Eingang in den geschichtswissenschaftlichen Diskurs gefunden haben, stellt diese Gesamtschau der „habsburgischen Aufklärung“ eine wesentliche Neubewertung des Themas und dieser Epoche dar. Sie hat das Potential, richtungsweisend auf die gegenwärtige und zukünftige Beforschung der Habsburgermonarchie an der Schwelle zur Moderne zu wirken.

München

Marion Dotter

Cibulka, Pavel/Kladiwa, Pavel/Pokludová, Andrea/Popelka, Petr/Řepa, Milan: Čas změny. Moravský a slezský venkov od zrušení poddanství po Velkou válku [Die Zeit der Veränderung. Der mährische und schlesische ländliche Raum von der Aufhebung der Untertänigkeit bis zum Großen Krieg].

Masarykův ústav a Archiv ČR, Ostravská univerzita, Historický ústav AV ČR, Praha 2021, 421 S., ISBN 978-88304-47-0, 978-80-7599-225-3, 9780-80-7286-369-3.

Die Agrargeschichte stellt in Tschechien zwar eine anerkannte historische Subdisziplin dar, doch ist der Kreis der Historiker, die sich mit dem Leben auf dem Land befassen, relativ klein. Umso erfreulicher ist es, dass mit „Die Zeit der Veränderung“ 2021 eine Synthese zur Sozialgeschichte der mährischen ruralen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts erschienen ist. Solche ersten Versuche, schicken die Autoren in ihrer Einleitung voraus, sind oft nicht die dankbarsten und sie zählen gleich einige Themen auf, die sie in ihrer Arbeit aufgrund fehlender Quellen nicht behandeln konnten. Auf einen umfassenden Forschungsbericht folgt die Präsentation der zentralen Fragestellung. Im Buch geht es um die Trägerschichten der gesellschaftlichen Veränderungen auf dem Land zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Untersucht werden also die Modernisierungsprozesse des „langen 19. Jahrhunderts“ im ländlichen Mähren. Wer initiierte sie, welche neuen Kommunikationsformen entstanden dabei und welche organisatorischen Strukturen? Schließlich wird nach dem Echo gefragt, das die nationale Idee als ursprünglich bürgerliches, städtisches Projekt, an der ländlichen Peripherie hervorrief.

Um diese Fragen auf einer möglichst repräsentativen Untersuchungsbasis zu beantworten, wurden zwölf mährische und schlesische Gerichtsbezirke ausgewählt, zwischen denen große Unterschiede bestehen. Unter ihnen sind fruchtbare landwirtschaftliche Gebiete, hügelige Landschaften, die schwerer zu bewirtschaften waren und Vorgebirgsregionen, in denen überwiegend Schafzucht betrieben wurde. Die zwölf Bezirke werden nicht in ihrer Gesamtheit analysiert, für sie stehen stellvertretend neben dem Bezirkssitz jeweils drei Ortschaften. Auch diese decken ein breites Spektrum ab, was ihre Größe und die neben der Landwirtschaft vorhandenen Erwerbsmöglichkeiten betrifft, also Handwerk oder die Existenz einer Manufaktur oder einer Fabrik. Der Text ist bewusst asymmetrisch angelegt, das heißt, nicht alle Themenfelder werden für alle zwölf Bezirke behandelt, was einerseits der heterogenen Quellenlage, andererseits dem Bemühen um die Vermeidung von Redundanzen und um thematische Vielfalt geschuldet ist. Eine detaillierte Charakteristik der einzelnen Bezirke findet sich in der Anlage.

Quellen stellen generell ein großes Problem für die Erforschung der Geschichte des ländlichen Raums dar. Egodokumente stehen kaum zur Verfügung, und wenn, dann nicht für die Unterschichten, diese blieben zumeist „unsichtbar“. Selbst Tagebücher sogenannter Landschreiber (písmáci), die über das Leben in den kleinen Städten und die Märkte berichteten, bilden eine Rarität. Zeitungen wurden von und für die „Intelligenz“ geschrieben, auch Nachlässe, Korrespondenzen oder Memoiren stammten überwiegend von gebildeten Zeitgenossen.

Das Buch ist in thematische Kapitel gegliedert, die sich an der leitenden Frage orientieren, in welchem Umfang und auf welche Weise sich die mit den Prinzipien

der bürgerlichen bzw. nationalen Gesellschaft verbundenen Modernisierungsprozesse in ländlichen Gebieten vollzogen. Kommunikation und politische Rechte sind dabei die zentralen Momente. Nachvollzogen wird vor allem der fundamentale Wandel, der mit dem Eintritt vormals rechtloser Bevölkerungsschichten in das gesellschaftliche und politische Leben begann. Verbunden damit war die allmähliche Entstehung eines einheitlichen Kommunikationsraums. Zusammengefasst veränderten all diese Prozesse das Land von Grund auf. Sie liefen aber, argumentieren die Autoren, nicht nur in eine Richtung – vom Zentrum zur Peripherie hin – sondern zunehmend wechselseitig. Und spätestens als das allgemeine Wahlrecht eingeführt wurde, brachten weitere soziale Schichten ihre Sichtweisen und ihre Interessen in den öffentlichen Diskurs ein.

Das erste Kapitel, „Lokale Akteure der ländlichen Modernisierung“, widmet sich dem Thema Qualifikation. Es geht der Frage nach, wie hoch in der ländlichen Gesellschaft der Anteil der Menschen war, die über eine formale Ausbildung verfügten und ob diese als Träger der Veränderungen fungierten. Besonders interessant ist hier eine Teilstudie, die der Rolle der ehemaligen Herrschaft in den neuen Gemeindeselbstverwaltungen nachgeht. Im zweiten Kapitel werden Kämpfe um die – reale und symbolische – Macht in ländlichen Gemeinden analysiert, wofür die Autoren Gemeindewahlen und deren möglichen Manipulation in den Blick nehmen. Praktisch das gesamte folgende Kapitel gilt der öffentlichen Gesundheitsfürsorge, weshalb sein Titel „Der Staat im Transformationsprozess der ländlichen und kleinstädtischen Gesellschaft“ etwas irreführend erscheint. Gearbeitet wurde hier mit Rechtsquellen und mit Protokollen der mährischen und schlesischen Landtagssitzungen. Dabei können nicht nur viele Fakten präsentiert werden. Am Beispiel des sich lange hinziehenden Streits um die Finanzierung der öffentlichen Gesundheitsfürsorge im ländlichen Raum und um die Rolle der Kontributionssparkassen lässt sich auch die Konkurrenz zwischen der bis dahin gültigen und der neuen Auffassung davon nachvollziehen, wie das öffentliche Gesundheitswesen finanziert werden sollte. Der anschließende Vergleich des Zahlenverhältnisses zwischen Ärzten und Patienten für das Jahr 1880 in Mähren und Schlesien und dem gegenwärtigen Stand (S. 104) erscheint indessen wenig zielführend.

Dass Modernisierung stets mit Konflikten einhergeht, zeigt auch das Kapitel über das Bildungswesen als „Faktor der Kultivierung“ des ländlichen Milieus. Im Zentrum stehen hier die Schulpflicht und die Beziehung zwischen Schule und Kirche. Eine Teilstudie zu Elternbeschwerden über Lehrer bietet zudem einen tiefen Einblick in den Alltag auf dem Land und führt vor Augen, wie groß die Not in manchen Gebieten war, in denen es sich besonders arme Familien nicht leisten konnten, auf die Arbeitskraft ihrer Kinder zu verzichten und diese zur Schule zu schicken.

Als weitere Triebkräfte der Modernisierung werden im folgenden Kapitel Wirtschaftsvereine vorgestellt. Sie trugen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entscheidend dazu bei, neue Technologien in der Landwirtschaft zu verbreiten, machten sich um die Organisation von Wirtschaftsausstellungen und die Einrichtung von Landwirtschaftsschulen verdient. Schließlich halfen sie sowohl dabei, das Wissen über neue Anbau-Sorten zu verbreiten als auch Informationen über Geld und Finanzierungswege. Mit dem Akzent auf die wichtige Rolle der Wirtschaftsvereine für die

Entfaltung der unternehmerischen Tätigkeit auf dem Land – etwa über die Gründung von Raiffeisenkassen – knüpft die Darstellung an die Forschungen von Jiří Štaif an.

Typisch für das 19. Jahrhundert war das Vereinswesen. Seine Verbreitung ausgehend von den Zentren der Bezirke und seine verschiedenen Aktivitäten werden im Folgenden untersucht. Der nationale Aspekt stand in vielen ländlichen Lese-, Kultur- und Turnvereinen, Freiwilligen Feuerwehren und Wohltätigkeitsvereinen keineswegs an erster Stelle. Die Autoren präsentieren aber auch Beispiele für heftige national motivierte Auseinandersetzungen.

Die folgenden Kapitel gelten der Politik und der Fundamentalpolitisierung der bis dahin politisch passiven Bauernschichten über die „großen“ Ereignisse der Zeit. Sie sind in zwei chronologische Abschnitte unterteilt. Der erste gilt der Wende von den 1960er zu den 1870er Jahren und dem Weg zur Tabor-Bewegung (Táborové hnutí), der zweite den Jahren 1897 bis 1905 und der Reaktion der ländlichen Bevölkerung auf die Badenische Sprachverordnung, die antisemitischen Affären und den Kampf um das allgemeine Wahlrecht. Dabei gelangen die Autoren zu der interessanten These, dass bis Anfang des 20. Jahrhunderts die letzten „weißen Flecken“ auf der Landkarte Mährens verschwunden waren, in denen Menschen dem politischen Geschehen gleichgültig gegenüberstanden hatten. Diesem Prozess der Durchdringung des ländlichen Raums mit Politik und der nationalen Idee geht auch das folgende Kapitel über die politischen Parteien nach, das auf einer umfassenden Analyse der programmatischen Texte der tschechischen, deutschen und polnischen Parteien beruht, die um die Stimmen der mährischen und schlesischen Landbevölkerung warben.

Das Schlusskapitel „Säkularisierung“ stellt eines der Hauptmerkmale der Modernisierung – die allmähliche Schwächung der Rolle der Kirche innerhalb der Gesellschaft – vor. Der Text fußt auf einer Analyse von Gerichtsakten und Schriftstücken der Bezirksbehörden, ergänzt die zeitgenössische Presse.

„Die Zeit der Veränderung“ ist das Ergebnis langjähriger Forschungen, alle beteiligten Autoren knüpfen an frühere Forschungen an. Das Buch besticht durch seine kultivierte Sprache und den sorgfältigen Umgang mit Begriffen, gerade auch die Termini „ruthenisch“ und „ukrainisch“, die häufig zu politischen Zwecken missbraucht werden, werden hier sorgfältig verwendet. Etwas ungeschickt erscheint indessen die Platzierung der Anmerkungen, die nicht direkt unter dem Text stehen, so dass man beim Lesen dazu gezwungen ist, ständig hin und her zu blättern.

Was die inhaltliche Gewichtung betrifft, hat diese natürlich mit der Quellendichte zu tun, die ab dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts deutlich zunimmt, so dass sich diese Zeit besser erforschen lässt. So wird, wer sich etwa für die 1850er Jahre interessiert, von der Lektüre des Buches wohl ein wenig enttäuscht sein. Zu dieser Periode bleiben viele Fragen unbeantwortet: Wie veränderte sich das Leben auf dem Lande nach der Auflösung des Patrimonialsystems? Wie ging es unter den neuen Bedingungen mit den Gemeindegütern weiter? Bereicherten sich vor allem die neuen Machthaber, also die reichen Bauern, die die nun gewählte neue Gemeindeverwaltung stellten, oder wurde auch in die Entwicklung der Infrastruktur investiert? Das

kann man den Autoren nicht zum Vorwurf machen, für die 1850er Jahre ist die Quellenüberlieferung auf der Ebene der Gemeinden häufig fragmentarisch.

Nicht zuletzt macht die kritische Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Arbeiten von Tara Zahra und Pieter Judson den Band „Zeit der Veränderung“ interessant. Wie bei Judson, der sich mit dem Böhmerwald befasst hat, wurden auch hier rückständige Regionen mit gravierenden wirtschaftlichen Problemen und einer starken Abwanderung untersucht. Doch während Judson wie auch Zahra zu dem Schluss gelangen, dass die nationale Ideologie im ländlichen Raum wenig fruchtete, kommen die Autoren von „Die Zeit der Veränderung“ für Mähren zu dem Schluss, dass die nationale Indoktrinierung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ihren Weg in auch in die letzten mährischen Dörfer fand. Was sie mit Tara Zahra und Pieter Judson verbindet, ist eine Skepsis gegenüber einer einseitigen Orientierung auf die nationale Problematik.

Brno

Zdeňka Stoklásková

Klečacký, Martin: Poslušný vládce okresu. Okresní hejtman a proměny státní moci v Čechách v letech 1868-1938 [Der gehorsame Herrscher des Bezirks. Der Bezirkshauptmann und der Wandel der staatlichen Macht in Böhmen in den Jahren 1868-1938].

Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2021, 398 S., ISBN 978-80-7422-797-4.

Die drei großen Vorzüge von Martin Klečackýs jüngstem Werk fallen unmittelbar ins Auge: Erstens die gründliche prosopografische Forschung, die dem Buch über das Amt des böhmischen Bezirkshauptmanns zugrunde liegt,¹ zweitens die Einbeziehung der deutschsprachigen Gebiete des Königreichs Böhmen in die Untersuchung und drittens die Tatsache, dass der Autor für diese einen ungewöhnlich breiten Zeitraum gewählt hat, der über den Ersten Weltkrieg hinaus und bis zur Verwaltungsreform während der Ersten Tschechoslowakischen Republik reicht. Das Buch basiert auf umfangreichen biografischen Studien und umfassenden Recherchen in Staatlichen Bezirksarchiven. Hier hat Klečacký Quellen gefunden, die es ihm erlauben, die komplexen Beziehungen zwischen Bezirkshauptmännern und Lokalpolitikern anhand konkreter Beispiele zu analysieren. Es gilt seinen Mut zu einer kritischen Bewertung der Entwicklung während der ersten zehn Jahre nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik zu würdigen. Klečacký spricht für diese Zeit von einer übertriebenen Tendenz zur Zentralisierung der lokalen Verwaltung, hinter der er vor allem die Furcht von der politischen und wirtschaftlichen Kraft der deutschsprachigen Selbstverwaltung wirken sieht. Es war klar, dass ihre entscheidenden Akteure wenig Begeisterung für den neuen Staat aufbrachten. Aus diesem Grund sollten sie entmachtet werden – was aber nicht offen thematisiert wurde.

¹ Aus diesen Forschungen sind zwei wichtige biografische Nachschlagewerke hervorgegangen: *Stupková, Marie/Klečacký, Martin: Slovník představitelů soudní správy v Čechách v letech 1849-1918* [Biografisches Lexikon der Gerichtsverwaltung in Böhmen in den Jahren 1849-1918]. Praha 2015; *Klečacký, Martin u.a.: Slovník představitelů politické správy v Čechách v letech 1849-1918* [Biografisches Lexikon der politischen Verwaltung in Böhmen in den Jahren 1849-1918]. Praha 2020.

Das Buch ist in zwei große thematische Blöcke eingeteilt, die sich an der Zweigleisigkeit der österreichischen öffentlichen Verwaltung orientieren: „Der Bezirkshauptmann und sein Staat“ befasst sich mit dessen Verhältnis zu übergeordneten Strukturen; „Der Bezirkshauptmann und sein Bezirk“ mit den Beziehungen zu untergeordneten und konkurrierenden Strukturen, konkret zur tschechischen und deutschen Selbstverwaltung. In beiden Teilen nimmt Klečacký das Phänomen des Hauptmanns für die gesamten siebzig Jahre in den Blick, in der dieser Typus des Staatsbeamten existierte. Dafür rekonstruiert er zunächst den Dienstalltag des Hauptmanns – fragt nach Fach- und Sprachkenntnissen, Karriereverläufen, Bezahlung, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen und schließlich danach, wie der Staat die Beamten im Alter versorgte. Anschließend geht er den einzelnen Entwicklungsstadien der Beziehung zwischen Hauptmännern und den Repräsentanten der Selbstverwaltung nach, das heißt, den Gemeinde- und Bezirksbürgermeistern, wobei er zeigt, wie die Macht der Hauptmänner nicht nur in Böhmen im Laufe der Zeit allmählich schwand. Dieser Bedeutungsrückgang bildet sich auch den Titeln ab, mit denen Klečacký die einzelnen Unterkapitel überschrieben hat: Beginnend mit „Der Bezirkshauptmann in der Offensive“ für die 1870er und 1880er Jahre, geht es über „Der Bezirkshauptmann in der Defensive“ (1890er bis 1910er Jahre) hin zu „Der Bezirkshauptmann in Zeiten der Krise und Transformation“, womit die Schilderung im Ersten Weltkrieg und der frühen Nachkriegszeit angelangt ist. Den Epilog bildet die republikanische Epoche, in der der neue Staat den Anspruch erhob, auch im Bereich der Verwaltung demokratischer zu sein als die Monarchie. Allerdings schaffte er die größte Errungenschaft der liberalen Ära ab, die Bezirksausschüsse (*okresní výbory*) in Böhmen und die Straßenausschüsse (*silniční výbory*) in Mähren. Fortan stand die Selbstverwaltung unter seiner Kontrolle.

Klečacký legt den Fokus auf den Bezirkshauptmann und ausgewählte Bezirkshauptmannschaften, daher kann er die territoriale Komponente der Bezirksverwaltung nicht behandeln. Das ist insofern schade, als auch diese Herangehensweise interessant gewesen wäre, etwa mit Blick auf das Problem des nationalen Proporz im Beamtenapparat der späten Habsburgermonarchie, der etwa durch die Bildung der Hauptmannschaften Rokycany/Rokitza und Duchcov/Dux im Jahr 1900 sichergestellt werden sollte. Auch die Frage, wie es um das Verhältnis zwischen alten und neuen regionalen Verwaltungszentren stand, hätte in diesem Zusammenhang erörtert werden können. Ein Beispiel für die Konkurrenz zwischen traditionellen und neu aufkommenden Zentren bildet die Kreisstadt Beroun/Beraun, die 1868 wider Erwarten nicht Sitz des Bezirkshauptmanns wurde, sondern vom ehrgeizigeren Hořovice/Hořowitz ausgestochen wurde, das dem Staat die kostenfreie Nutzung eines neuen Verwaltungsgebäudes offeriert hatte.

Wenn Klečacký den Hauptmann als Beamten der österreichischen und auch tschechoslowakischen staatlichen Verwaltung in den böhmischen Ländern vorstellt, dann präsentiert er damit nicht nur diese zentrale Figur, er kartiert darüber hinaus auch die verschiedenen Tendenzen in der Entwicklung der Beziehung zwischen den Bürgern und ihrem Staat. Zu den Veränderungen, die diese Zeit bestimmten, zählten die fortschreitende Ethnisierung der öffentlichen Verwaltung vor dem Ersten Weltkrieg und die Herausbildung einer zahlenstarken Beamtenschaft infolge der Erweiterung der

Aufgaben des modernen Staates und der Gemeinden, die unter anderem neue Infrastrukturen zu verwalten hatten. Weiterhin beschreibt er die Zentralisierung der Verwaltung, der lokale Initiativen zum Opfer fielen. Als der moderne Staat entstand, wurde der Grundgedanke aufgegeben, aus dem die Selbstverwaltung Ende der 1840er Jahre hervorgegangen war. Damals war die Devise ausgegeben worden, dass es die starke Gemeinde war, die den Staat stützte und leistungsfähig machte. Doch diese Erwartung hatte sich nur partiell erfüllt, denn die Selbstverwaltung auf Gemeinde- und Bezirksebene nationalisierten sich zunehmend und wurden damit eher zu Opponenten des Staates als zu seinen Helfern. Nach dem Ersten Weltkrieg war es dann die Homogenisierung der Gesellschaft und des Territoriums, die zu einem höheren administrativen und politischen Prinzip erhoben wurde, und mitunter mehr galt als die proklamierte Demokratie.

Zu den bemerkenswerten Ergebnissen von Klečáckýs umfassender Analyse dieser untersten Stufe der staatlichen Verwaltung gehört schließlich die Erkenntnis, dass die negativen Folgen des neuen Beamtenrechts noch vor dem Ersten Weltkrieg offen zu Tage traten. Die automatische Gehaltserhöhung motivierte die Beamtenschaft nicht zu besseren Arbeitsleistungen. Nach dem Krieg sollten es dann oft die Gesinnung der Beamten, ihre „revolutionären“ Verdienste oder Zugehörigkeit zu einer politischen Partei sein, die den Ausschlag gaben für ihre Karriere, nicht Erfahrung und fachliche Kompetenz. Bekanntlich wurde diese Praxis im Nationalsozialismus und Realsozialismus auf die Spitze getrieben, als autoritäre Parteien staatliche Strukturen völlig für ihre Zwecke vereinnahmten.

Klečácký wertet auch die Degradierung der gewählten Repräsentanten der Selbstverwaltungen zu subalternen Beamten durch die Verwaltungsreformen, die vor dem Ersten Weltkrieg durchgeführt wurden, kritisch und weist darauf hin, dass sie zu einer Erosion der Loyalität der Beamtenschaft gegenüber dem Staat führte. Diese Entwicklung beschleunigte sich vor allem während des Weltkriegs infolge der flächendeckenden Hungersnot, der geringeren realen Vergütung und der symbolischen Pauperisierung der Beamtenschaft noch einmal rapide. Dazu, dass das Ansehen und die Macht der überparteilichen Staatsbeamten zurückgingen, trug schließlich der wachsende Einfluss lokaler politischer Eliten bei. Von den Folgen dieser Entwicklung sollten sich die staatliche Verwaltung und die Selbstverwaltung nie wieder erholen. Nachfolgende totalitäre Regime konnten von ihnen profitieren, zumal insbesondere der Erste Weltkrieg zu einem Verlust bürgerlicher Werte geführt hatte. Das ist die traurige Lehre aus der Lektüre dieses gelungenen Buchs.

Klečáckýs sorgfältige Analyse der Arbeit der Staats- und Selbstverwaltungsbürokraten auf lokaler Ebene ruft uns die Tatsache ins Gedächtnis, dass hinter jeder einzelnen Verwaltungsentscheidung ein konkreter Beamter steht, der stets über verschiedene Optionen verfügt. Und noch etwas, was schon frühere Arbeiten festgestellt haben, bestätigt die Studie – nämlich, dass die sozioprofessionelle Gruppe der staatlichen Beamtenschaft ganz bewusst keine Spuren in Form von Egodokumenten hinterlassen hat, da Memoiren in unruhigen Zeiten für sie selbst gefährlich hätten werden können. Schließlich hatte fast jeder Bezirkshauptmann der Ersten Republik seine Karriere als ergebener kaiserlicher Beamter begonnen.

Ramisch-Paul, Sebastian: Fremde Peripherie – Peripherie der Unsicherheit? Sicherheitsdiskurse über die tschechoslowakische Provinz Podkarpatská Rus (1918-1938).

Verlag Herder-Institut, Marburg 2021, 279 S. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 53), 2 Abb. und 3 Tab., ISBN 978-3-87969-462-4.

Mit seiner Dissertation, die Sebastian Ramisch-Paul 2020 an der Universität Gießen eingereicht hat, legte er die erste Arbeit auf Deutsch zum östlichsten Teil der Ersten Tschechoslowakischen Republik seit vielen Jahren vor. Zwar ist gerade in der tschechischen und slowakischen Historiografie das Interesse an der Podkarpatská Rus (bzw. Karpatenukraine) in den letzten Jahren deutlich gewachsen – insbesondere mit Untersuchungen, die die Region anhand (post-)kolonialer Diskursmuster untersuchen. Trotzdem steht sie im langen Schatten von Arbeiten zur Zwischenkriegszeit in den böhmischen Ländern und der Slowakei, in denen für die Podkarpatská Rus oft nur die Rolle eines Kuriosums der tschechoslowakischen Geschichte bleibt. Ramisch-Pauls Buch zeigt, wie falsch das ist. Denn die Region war nicht nur ein integraler Bestandteil der Republik, sie war auch ein Brennpunkt für Diskurse und Entwicklungen, die den Staat geprägt haben.

Ramisch-Paul gibt der Darstellung dieses historischen Kontexts viel Raum, während die Untersuchung der titelgebenden Sicherheitsdiskurse nur etwa ein Drittel des Buches ausmacht. Nach einer Einleitung erzählt er, wie die Region nach dem Ersten Weltkrieg auf Initiative von ruthenischen Verbänden in den Vereinigten Staaten in die Tschechoslowakei integriert wurde und in den 1920er und 1930er Jahren in einer „double transformation“ demokratisiert und nationalisiert wurde. Das dritte Kapitel über die transnationale Wissensproduktion zur Podkarpatská Rus analysiert sowohl tschechische, slowakische und ungarische, als auch ukrainische Texte. Das vierte Kapitel wendet sich dem eigentlichen Thema, den Sicherheitsdiskursen über die Podkarpatská Rus, zu. Anhand des von der sogenannten Kopenhagener Schule der Politikwissenschaft entlehnten Konzepts der „securitization“ werden die behördlichen und öffentlichen Diskurse um sicherheitspolitisch relevante Themen wie Loyalität, Migration und Gewalt untersucht.

Ein Grund für die historiografische Vernachlässigung der Podkarpatská Rus ist die Sprachvielfalt der Quellen, die hohe Anforderung auch an heutige Wissenschaftler:innen stellt. Ramisch-Paul wertet souverän ein umfangreiches Quellenkorpus aus Bibliotheken und Archiven in Prag, Berehove, Budapest und Warschau auf Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch und Ukrainisch aus. Mir sind nur ganz vereinzelt sprachliche Fehler aufgefallen, z. B. wird „ty bídné kuče zdejšíh horalů“ als „der elende Fluch der hiesigen Bergbewohner“ übersetzt, wo es eigentlich „die arm-seligen Hütten“ heißen müsste (S. 97). Mitunter ist dem Buch stilistisch seine Genese als Qualifikationsschrift relativ stark anzumerken.

Besonders aufschlussreich ist Ramisch-Pauls Darstellung der Wissensproduktion zur Podkarpatská Rus. Er wendet sich gegen das Stereotyp der Region als eine terra incognita, die sich nicht nur in der tschechoslowakischen Literatur aus der Zwischenkriegszeit, sondern auch in der heutigen Historiografie findet. Tatsächlich gab es aber bereits während der ungarischen Zeit eine umfangreiche wissenschaftliche und publizistische Literatur zur Region, die sich insbesondere um die Frage der

nationalen Zugehörigkeit der Ruthenen und ihrer Abgrenzung von den Slowaken drehte. Für die Tschechoslowakei wurde die Erforschung der „unbekannten Peripherie“ zur Staatsraison (S. 79). Die Forschung bildete einen wichtigen Teil der politischen Diskussion um die nationale und sprachliche Identität der Ruthenen, die sich in ein russophiles, ein ukrainophiles und ein „lokales“ Narrativ ausdifferenzierte. Während die beiden wichtigsten Forschungsfragen unverändert blieben – die Frage der Abgrenzung zwischen Ruthenen und Slowaken und damit die Grenzziehung zwischen der Podkarpatská Rus und der Slowakei stellte auch in der Zwischenkriegszeit eine ungelöste Kontroverse dar – so änderten sich die Forschungsperspektiven: Dem Regime gewogene Kommentatoren deuteten die tschechoslowakische Präsenz als „Zivilisierungs- und Demokratisierungsmission“, während kritischere, insbesondere linksregerichte Stimmen von einem „Kolonialregime“ sprachen. Ramisch-Paul zeigt, dass die Wissensproduktion nicht nur von Wissenschaftlern getragen wurde, sondern auch von tschechoslowakischen Beamten wie Jaromír Nečas (1888-1945), die in der Podkarpatská Rus wirkten und zu ihr publizierten.

Weniger überzeugend ist die Schilderung der Sicherheitsdiskurse. Bei der untersuchten „Versicherheitlichung“ geht es Ramisch-Paul nicht um Sicherheitspolitik an sich, sondern um die Artikulation und Dramatisierung einer bestimmten Thematik als Sicherheitsproblem durch Sicherheitsakteure in Verwaltung und Medien (S. 4). Auf den ersten Blick einleuchtend scheint zwar die These, dass die Podkarpatská Rus nicht nur eine fremde Peripherie war, die es bekannt zu machen galt, sondern auch eine Peripherie der Unsicherheit, die gesichert werden musste. Schließlich war sie geopolitisch für die Tschechoslowakei von zentraler Bedeutung als einzige Verbindung zu Rumänien, dem Bündnispartner in der Kleinen Entente. Gleichzeitig lag immer der Verdacht der Illoyalität und des ungarischen Irredentismus über ihrer multiethnischen Bevölkerung, in der Tschechen und Slowaken nur eine kleine Minderheit ausmachten. Das war wohl auch der Hauptgrund dafür, dass die Zentralregierung ihr die 1919 versprochene Autonomie erst nach dem Münchner Abkommen vom September 1938 zugestand.

Ramisch-Pauls Quellen, die vorwiegend aus der ersten Hälfte der 1920er Jahre stammen, bestätigen die These jedoch nicht. Vielmehr scheinen die meisten Prozesse der Versicherheitlichung im Sand verlaufen zu sein. Zum Beispiel bespricht er unter dem Begriff der „antistaatlichen Agitation“ Vorkommnisse wie das demonstrative Tragen der ungarischen Trikolore am Tag des Heiligen Stephan durch Einwohner von Mukačevo/Munkács am 20. August 1921 (S. 152 f.). Während örtliche Sicherheitsbehörden dies als potentiell Sicherheitsproblem meldeten, verfolgten höhere Verwaltungsebenen die Sache nicht weiter, schließlich war es nicht verboten, die ungarischen Nationalfarben zu tragen. Bei der Lektüre der Vielzahl untersuchter Fälle, in denen „die Versicherheitlichung im Anfangsstadium stecken [blieb] bzw. durch mangelnde faktische Substanz gar nicht erst an Dynamik“ (S. 185) gewann, drängt sich der Eindruck auf, dass die Podkarpatská Rus faktisch und diskursiv nicht unsicherer war als andere Regionen des Landes. Es ist eine Schwäche des Buches, dass diese Tendenz nicht offensiver benannt und hinterfragt wird. Außerdem waren viele der untersuchten Diskurse über antistaatliche Agitation, Autonomie oder Migration nicht spezifisch für die Region. Ramisch-Paul schreibt, dass die Podkarpats-

ká Rus „durch ihre geostrategische Lage sowie durch die als illoyal aufgefassten Minderheiten als eine Region der Unsicherheit wahrgenommen“ wurde (S. 209). Diese Merkmale galten jedoch ebenso für die mehrheitlich deutschsprachigen Grenzgebiete der böhmischen Länder oder die vorwiegend ungarischsprachige Südslowakei.

Auch wenn mir die Verengung der konzeptionellen Grundlage der „securitization“ auf die Podkarpatská Rus schwach erscheint, ist das Buch ein wichtiger Beitrag zur Literatur über die Erste Tschechoslowakische Republik und das Verhältnis von Wissensproduktion und Sicherheitspolitik. Ramisch-Pauls detaillierte Beschreibungen der komplizierten und oft widersprüchlichen behördlichen Versicherheitlichungsprozesse sagen zwar wenig Spezifisches über die Podkarpatská Rus aus, doch umso mehr über die Tschechoslowakei als Ganzes. Denn sie zeigen die paradoxe Situation dieses Staates als liberaler Vielvölker-Nationalstaat, der einerseits die Interessen der Titularnation zu vertreten hatte, andererseits aber auch die Rechte aller anderen Staatsbürger:innen wahren musste. Nicht nur in den Sicherheitsdiskursen stellte diese Konstellation die Behörden oft vor eine Zerreißprobe zwischen Ideologie und Recht. Es ist erfrischend, dass dies nun anhand einer Peripherie gezeigt wurde, die vielleicht auch in der Historiografie nicht mehr ganz so fremd ist.

München

Felix Jeschke

Keller-Giger, Susanne: Carl Kostka und die Deutschdemokratische Freiheitspartei in der Tschechoslowakei der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg.

Verlagsbuchhandlung Sabat, Kulmbach 2021, 278 S., 47 Abb., ISBN 978-3-943506-96-9.

Nach der 2018 erschienenen tschechischen Ausgabe von Susanne Keller-Gigers Buch liegt nunmehr auch eine deutsche vor. Im Mittelpunkt der Studie steht Carl Kostka (1870-1957), ein heute weitgehend vergessener liberaler deutscher Politiker in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit. Mit Bruno Kafka, Ludwig Spiegel und Franz Jelinek gründete er 1919 die Deutschdemokratische Freiheitspartei (DDFP). Diese Partei von „Unternehmern, Finanziers, Professoren und Beamten“ (S. 7), darunter zahlreiche Juden, hat anders als die größeren und bedeutenderen deutschen Sozialdemokraten, Christsozialen und Agrarier bisher in der Forschung relativ wenig Beachtung gefunden.¹

Kostka, den die Autorin zu Recht als „herausragende Führungspersönlichkeit“ (S. 13) der DDFP charakterisiert, war für diese 1920 bis 1925 Abgeordneter in der Nationalversammlung, von 1929 bis 1939 (mit einem Jahr Unterbrechung) Senator und 1934 bis 1939 ihr Vorsitzender. Der Wirtschaftsfachmann war seit 1896 Sekretär der Nordböhmischen Handels- und Gewerbekammer in Liberec/Reichenberg, in

¹ Vgl. Wingfield, Nancy M.: *Minority Politics in a Multinational State. The German Social Democrats in Czechoslovakia, 1918-1938*. Boulder 1989; Kracik, Jörg: *Die Politik des deutschen Aktivismus in der Tschechoslowakei 1920-1938*. Frankfurt am Main 1999; Sobieraj, Silke: *Die nationale Politik des Bundes der Landwirte in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Möglichkeiten und Grenzen der Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen*. Frankfurt am Main, Berlin, Bern u.a. 2002.

den 1920er Jahren ihr Erster Sekretär und anschließend von 1929 bis 1938 Bürgermeister von Liberec. Eine Biografie liegt bisher nicht vor, weil es keinen Nachlass gibt und kaum persönliche Dokumente Kostkas erhalten sind (S. XV). Erfreulicherweise konnte Keller-Giger vor einigen Jahren mit Kostkas tschechischer Schwiegertochter sprechen.

Schwerpunktmäßig behandelt das Buch die Politik Kostkas und der DDFP zwischen 1935 und 1938. In dieser Zeit des Scheiterns der deutsch-tschechischen Verständigung standen die Partei und Kostka angesichts der zunehmenden Erfolge der Sudetendeutschen Partei (SdP) und ihrer schmalen Mitgliederbasis noch deutlicher auf verlorenem Posten als die übrigen aktivistischen Parteien. Als wichtige Quelle für ihre Politik zieht die Autorin die „Demokratischen Stimmen“ heran, das zwischen Ende 1935 und Ende 1937 erscheinende Parteiblatt der zeitweise mit der nationalliberalen deutschen Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft (DAWG) verbundenen DDFP. In deutschen Bibliotheken ist die Zeitung nicht erhalten. Ähnlich beachtenswert sind die „Deutschen Stimmen“, die Kostka zusammen mit dem Sozialdemokraten Waldemar Quaiser im September und Oktober 1938 als Sprachrohr der noch nicht in der Henlein-Bewegung selbst „gleichgeschalteten“ Deutschen in der Tschechoslowakei herausgab. Ein großes Verdienst der Studie besteht bereits darin, dass sie diese bisher kaum bekannten publizistischen Quellen zugänglich macht.

Kostka und seine Partei vertraten einen konstruktiv regierungskritischen Aktivismus der Vernunft. In einer unter dem Titel „Zu Ende denken!“ in der „Reichenberger Zeitung“ vom 14. November 1933 veröffentlichten Rede kritisierte Kostka den faschistischen, ständestaatlichen und autoritären Duktus der SdP und konstatierte, dass „demokratische[s] Vorgehen dem deutschen Volke in diesem Staate mehr nützen wird als das Nachbeten von Schlagworten“ (S. 53).

Auf Dauer gelang es der DDFP „als politisches Gefäß deutscher wirtschaftlicher Kreise“ jedoch nicht, die Kluft „zwischen liberalem Flügel und national-konservativen Kreisen“ (S. 63) zu überbrücken, und das galt erst recht, als die Nationalliberalen zunehmend antisemitisch wurden. So verlor die Partei infolge des Zusammenschlusses mit diesen, „zahlreiche jüdische Unternehmer und Fabrikbesitzer, die ihr wichtigster finanzieller Rückhalt waren“ (S. 62), während die Nationalliberalen zur SdP übergingen. Umso bemerkenswerter ist, dass die DDFP und Kostka trotzdem an ihrer politischen Linie festhielten. Es war Kostka (zusammen mit dem Industriellen Theodor Liebig), der den weithin beachteten Besuch des tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Beneš am 19. August 1936 in Reichenberg herbeiführte, der trotz der Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise neue Hoffnung für das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in einem gemeinsamen Staat eröffnen sollte. Das sogenannte Februarabkommen zwischen der tschechoslowakischen Regierung und deutschen Aktivisten sei „eine direkte Folge der Bemühungen des Reichenberger Bürgermeisters Kostka um die Gunst des Präsidenten für die Belange der deutschen Bevölkerung“ (S. 110) gewesen. Die sehr schleppende Umsetzung des Februarabkommens durch die tschechoslowakischen Behörden schlug dann jedoch stark auf die DDFP zurück. Nachdem Kostka in einer Senatsrede am 9. März 1938 zu Recht betont hatte, es gehe der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei

besser als den Minderheiten in Südtirol, Polen oder Ungarn (S. 147 f.), stieß er in Reichenberg auf erheblichen Gegenwind. In der Folge brach Liebig als Kopf des Allgemeinen Deutschen Textilverbandes mit ihm (S. 153 f.). Kostka, der sich als Bürgermeister durchaus Verdienste erworben hatte, etwa um die finanzielle Rettung des Stadttheaters (S. 143), zog im April 1938 wegen der zunehmend heftigeren Anfeindungen nach Prag. Er hoffte, man werde „vielleicht [...] in Zukunft [...] gerechter urteilen als in der gegenwärtigen aufgewühlten Zeit“ (S. 158) – vorerst vergeblich. Bis zuletzt verfocht er eine aktivistische Position. So gehörte er zu den Gründern der erwähnten „Deutschen Stimmen“, die ein „demokratisches, antifaschistisches, kämpferisches Blatt für die nichtgleichgeschalteten Deutschbürgerlichen in diesem Staate“ (S. 176) sein wollten. Gemeinsam mit dem Sozialdemokraten Wenzel Jaksch und anderen versuchte er im September 1938 einen „Nationalrat der friedenswilligen Sudetendeutschen“ ins Leben zu rufen (S. 193). Nach dem Münchner Abkommen und der Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren sah sich Kostka zahlreichen Repressionen ausgesetzt: Seine Kinder verloren ihre Stellen in Reichenberg, man sperrte ihm die Pension, die Gestapo überwachte ihn. Schließlich wurden aufgrund angeblicher Veruntreuung städtischer Gelder, die ihm der nationalsozialistische Reichenberger Oberbürgermeister Walter Rohn vorwarf, große Teile seiner Pensionsbezüge bei der Handels- und Gewerbekammer an die Stadtkasse Reichenberg ausgezahlt (S. 231 f.). Ein Versuch, der NSDAP beizutreten, um den Nachstellungen zu entgehen, scheiterte (S. 217 f.). Bemerkenswert ist, dass die „Deutschen Stimmen“ in der Prager Nationalbibliothek nicht aufzufinden waren, als die Untersuchungen gegen Kostka liefen. Nach Kriegsende tauchten sie indessen wieder auf (S. 225).

Kostka überlebte den Krieg. Seine Frau Luise verstarb während des Prager Aufstandes auf bis heute ungeklärte Weise (S. 238). Über einen tschechischen Beamten wandte sich Kostka mit der Bitte um Schutz an den aus dem Exil zurückgekehrten tschechoslowakischen Präsidenten Beneš. Er kam aus der Internierung frei, behielt die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erst vorläufig, auf Intervention der Kanzlei des Präsidenten schließlich dauerhaft (S. 247). Aus diesem Zusammenhang ist ein Schreiben Kostkas an das Innenministerium vom 8. April 1947 erhalten, in dem er auf Tschechisch sein Leben und seine politische Tätigkeit schildert. Dieses Egodokument, eines der wenigen, die zu Kostka existieren, ist im Dokumenten-anhang abgedruckt (S. 255-259).

Kostka starb 1957 in Prag. Viele Jahrzehnte später begann man seiner in Tschechien zu gedenken: Seit 2008 ziert eine Gedenktafel sein Geburtshaus in Mimoň/Niemes, seit 2020 eine Büste das Rathaus von Liberec (S. 251 f.). Das vorliegende Buch Keller-Gigers erinnert nun endlich auch in Deutschland an einen nahezu vergessenen deutschen Politiker in der Tschechoslowakei, der ein aufrechter Demokrat war und blieb. Zugleich bereichert es das Bild des deutschen politischen Spektrums in der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

München

René Küpper

Hájková, Anna: The Last Ghetto. An Everyday History of Theresienstadt.

Oxford University Press, Oxford 2020, 364 pp., ISBN 978-0-19-005177-8.

Substantive histories of everyday life pay attention to food, housing, medicine, entertainment, and intimacy; they also analyze how possibilities to negotiate quotidian conditions can open opportunities (as limited as power relations can make them) for local institutions and “ordinary” individuals to make and act on choices. Anna Hájková’s ambitious, well-written study of the Terezín (Theresienstadt) ghetto in the Protectorate of Bohemia and Moravia sheds light on both these aspects of everyday life for Jews forced to live in confined, crowded conditions of shortage with an unknown and, for most, eventually deadly fate. Using an extensive variety of primary sources, including government and personal documents, she reveals a complex set of social relations among Jews forced to live in the old Habsburg fortress town, challenges us to think about possibilities for and the significance of choices for confined groups, and situates Bohemian history within the transnational topic of prisoner societies.

Terezín is often remembered as the ghetto that the Nazis used in Potemkin-village style as a showcase exhibiting purported humane treatment of Jews to the Red Cross. A less-known fact about the ghetto, and one more important for understanding power relations and lived experiences within its confines, is that Third Reich occupation authorities set up a system of self-administration, in which Nazi occupiers issued orders and food supplies to the ghetto’s Council of Elders, who were themselves prisoners, and then left it to these appointed Jewish leaders to choose how to implement commands and distribute food coming from above. The managerial responsibility granted to Jewish leaders in the Council of Elders meant that they had limited, yet significant choices concerning the lives of Terezín inmates. The Elders made choices concerning who should receive what amount of food and whose names should be placed on lists for deportation to Auschwitz.

Recognizing the relative power of the Council of Elders is not downplaying or denying the powerful hold that Nazi officials had over the prisoners in Terezín; Hájková is clear that Nazis had tremendous control and they exercised it in cruel, hate-filled and murderous ways. She recognizes that the participation of Jewish leaders in ghetto administration is problematic and controversial. In keeping with her aim to write a “non-nostalgic” history, she does not criticize the Elders for participating in the running of Terezín, writing, “Jewish functionaries strove to do the best job possible, to send people out as families, with supplies and in good shape, to be fair, and to protect their own” (p. 201). She also recognizes that their choices were, in part, the result of wider social perceptions of the worth of others within the ghetto because they “indicated how people were valued in the ghetto’s self-understanding” (p. 101).

Shedding light on “how people were valued in the ghetto’s self-understanding” is one of the book’s major achievements. Through her attention to opportunities for food, housing, medicine, entertainment, and intimacy Hájková reveals details of a complex social hierarchy existing within the ghetto. The hierarchy was a product of perceptions within the wider inmate population of individuals’ worth based on age,

nationality, class, gender, family status, and skill or knowledge. Where an individual or group was located on the hierarchy affected their opportunities for choice and survival. Those on the lowest rung had the worst opportunities, whereas those higher up had better, but ultimately still limited possibilities. Elderly Jews were at the bottom of the social hierarchy, while Young Czech Zionist Jews were at the top. Czech Jews were better situated than were non-Czech Jews from the Protectorate and other countries, and German Jews from the Protectorate were higher than German Jews from elsewhere. Families were closer to the top than single women. Individuals whose knowledge and talent were useful or admired were higher up. Hájková's findings regarding this social hierarchy undermines an old narrative or "legend of Terezín" about solidarity or a "sense of groupness" among Jews in the ghetto (p. 68).

Hájková is particularly attentive to the position of the elderly at the bottom of Terezín's social hierarchy, a location that left this vulnerable group with the smallest food rations, worst living conditions, and least chance of choice and survival. The elderly had the highest mortality rate within the ghetto, a great number of them dying due to malnutrition. For Hájková, an explanation of this high death rate must include both Nazi persecution of Jews and the prisoner society's privileging of some groups over others. She writes, "It was the German authorities who consigned Jews to Terezín and restricted the supply of food. But maldistribution [...] was a consequence of inmate society" (p. 131).

A number of times in her book, Hájková uses the term agency when discussing choices that ghetto leaders and other inmates had. For example, she writes "By studying prisoner society as one in its own right, we gain key insights into the agency of Holocaust victims in recognizing seemingly small acts as serious instances of choice" (p. 6). In her last of six chapters, she examines steps individuals could take to avoid deportation, concluding "even though their options were severely limited, they still had choices that we need to recognize as moments of agency" (p. 238). She takes issue with Lawrence Langer's notion of "choiceless choices" for denying Terezín prisoners' agency, although it can be argued that his understanding of the term is different from what she suggests here (p. 6, p. 226). She tells readers that agency and *Eigensinn* are not the same (p. 240). These terms could be more clearly defined and the problem of awareness or consciousness of possibilities for choice could be discussed. Still, her attention to social position and choice is very illuminating. Hájková states, "Recognizing the choices of the Holocaust victims as valid allows us to recognize them as the acting, thinking people they were until the end" (p. 240). While this is a very important reason for studying choice in Terezín, more could be said about the significance of agency as a concept for deepening appreciation of state-society relations in dirigist systems. Certainly Hájková shows that identifying opportunities for choice, even when living *in extremis*, is one of the great lessons to be gained from history.

Auburn/Al.

Cathleen M. Giustino

Havlík, Adam: Marky, bony, digitálky. Veksláci a fenomén veksláctví v socialistickém Československu [D-Mark, Bons, Digitaluhren. Die Wechsler – veksláci – und das Phänomen veksláctví in der sozialistischen Tschechoslowakei].¹

Vyšehrad, Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2022, 336 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-7601-694-1 / 978-80-7516-004-1.

Gleich vorweg muss betont werden, dass der große Vorzug von Adam Havlíks Buch über die „veksláci“ – die illegalen Geldwechsler – in der Tschechoslowakei darin liegt, dass er ein außerordentlich attraktives Thema als ernsthaftes wissenschaftliches Problem erfasst und – von kleinen Ausnahmen abgesehen – nicht der Versuchung erliegt, in die journalistische Oberflächlichkeit abzugleiten, die in solchen Fällen vorherrscht. So ist ein beachtenswertes Werk entstanden, das das Potential hat, sich unter die Standardwerke zur „Normalisierung“ in der Tschechoslowakei einzureihen. Die Arbeit profitiert von der langjährigen Beschäftigung des Autors mit der Problematik.² Zugleich wirkt die enge Verbindung zwischen der Publikation und der Dissertation des Autors aber auch etwas zwiespältig auf mich. Einerseits trägt sie sicher dazu bei, dass das Thema hier strikt wissenschaftlich erfasst, Methode und Ansatz sauber geklärt und viele Fragen multiperspektivisch erfasst werden. Andererseits erscheinen einige Passagen etwas trocken und ihre Verbindung mit dem übrigen Text mutet unorganisch an. Doch angesichts der bislang sehr ausschweifenden Art des Schreibens über das Phänomen der illegalen Geldwechsler und Schwarzhändler kann etwas Schulmeisterei vielleicht nicht schaden.

Das Buch definiert das Phänomen „veksláctví“ breiter als bislang üblich. Havlík beschränkt sich nicht auf den illegalen Umtausch westlicher Währungen sowie der Gutscheine, die zum Einkauf in der Ladenkette Tuzex (dem Gegenstück zum Netz der Intershops in der DDR) berechtigten. Vielmehr ist er bestrebt, auch den parallel stattfindenden Schwarzmarkt mit begehrten, überwiegend aus dem Westen stammenden Waren zu erfassen. Ehrgeizig ist Havlík zudem, was den Umfang seiner

¹ Die aus dem Deutschen abgeleiteten Begriffe „vekslák“ (Plural: „veksláci“) und „veksláctví“ lassen sich in etwa als „(Geld)Wechsler“ bzw. „Geldwechslerei/Devisenschieberei“ (rück)übersetzen. Zur Begriffsverwendung im Kontext der ČSSR siehe die Definition des Autors im zweiten Absatz.

² Von seinen zahlreichen vorbereitenden Studien zu diesem Thema seien wenigstens diese angeführt: Havlík, Adam: Veksláci [Die Wechsler]. In: Vladimír 518 u.a.: Kmeny 0. Městské subkultury a nezávislé společenské proudy před rokem 1989 [Kmeny 0. Städtische Subkulturen und unabhängige gesellschaftliche Strömungen vor 1989]. Praha 2013, 634-663; Ders.: Od pouliční šmeliny ke „strýčkům ze Západu“. Černý trh v ČSSR a NDR v komparativní perspektivě [Vom Straßenschwarzmarkt zu den „Onkelchen aus dem Westen“. Der Schwarzmarkt in der ČSSR und DDR in vergleichender Perspektive]. In: Soudobé dějiny 22 (2014) 3, 340-364; Ders.: Loopholes in the Iron Curtain. Obtaining Western Music in State Socialist Czechoslovakia in the 1970s and 1980s. In: Mazierska, Ewa/Györi, Zsolt (Hgg.): Eastern European Popular Music in a Transnational Context. Beyond the Borders. Cham 2019, 27-47; Ders.: Místo jedněmi zbožňované, jinými zatracované. Podnik zahraničního obchodu Tuzex a jeho působení v socialistickém Československu [Ein von den einen vergötterter, von den anderen verfluchter Ort. Das Außenhandelsunternehmen Tuzex und seine Tätigkeit in der sozialistischen Tschechoslowakei]. In: Securitas imperii 34 (2019) 1, 198-223.

Studie betrifft: Er möchte seinen Untersuchungsgegenstand von dessen Anfängen bis in die 1990er Jahre verfolgen und dabei den slowakischen Teil der Republik nicht völlig vergessen. Nicht alles, was Havlík sich vorgenommen hat, kann er einlösen: Weder gelingt es ihm zur Gänze, den Schwarzhandel mit Mangelwaren abzudecken, noch kann er den Zeitraum bis 1989 gleichmäßig dicht erfassen. Mit Blick auf die Quellen ist das auch kein Wunder. Während sich für die zweite Hälfte der 1980er Jahre enorm viel und sehr unterschiedliches Material findet, das den Entwurf eines vielschichtigen Bildes ermöglicht, fällt genau das für die 1960er Jahre mit ihren splitterhaften Archivquellen schwer. Dennoch lassen sich auch für diese Zeit noch einige Entdeckungen und interessante Ergänzungen erwarten.

Sehr positiv empfinde ich – neben dem Bestreben des Autors, das Thema über verschiedene theoretische Ansätze zu erfassen (verbunden mit Namen wie Marcel Mauss, Clifford Geertz oder Thorstein Veblen) – auch die Tatsache, dass er sich nicht strikt auf das Phänomen „veksláctví“ beschränkt, sondern es sehr sorgfältig in breitere gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle und rechtliche Zusammenhänge einbettet. So analysiert er nach der Einleitung die Frage des Konsums in der sozialistischen Tschechoslowakei, wobei er sich, was bei dem Thema naheliegt, auf Luxusgüter und westliche Waren konzentriert, die in der Tschechoslowakei praktisch per definitionem Luxus darstellten. Anschließend widmet sich Havlík der für den Umgang mit dem Phänomen der Wechsler maßgeblichen Institution – dem 1957 gegründeten Außenhandelsunternehmen Tuzex, das eine Einzelhandelskette mit Luxuswaren verschiedenster Art (von Kaugummis über Jeans bis hin zu Kohlen und PKWs) betrieb, die in gewöhnlichen Geschäften gar nicht, nur unregelmäßig oder als „Bückware“ erhältlich waren. Dabei berücksichtigt er auch den Vorläufer von Tuzex, der in den Jahren 1949 bis 1953 unter dem Namen Darex firmierte.

Den Kern des Buches bilden die folgenden Kapitel über die Wechsler – „veksláci“ – als Akteure des Schwarzmarkts, die Funktionsweisen des Schwarzmarkts einschließlich einer Analyse des Sortiments, den Lebensstil der Wechsler und schließlich die Perspektive der zeitgenössischen Gesetzgebung auf die halb- und illegalen Praktiken dieser besonderen Gruppe.

Dem Kampf der Polizeieinheiten gegen die Wechsler-Szene widmet das Buch große Aufmerksamkeit, was angesichts der Tätigkeit des Autors am Institut für das Studium totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů, ÚSTR) zu erwarten war. Abschließend befasst er sich mit dem Bild der „veksláci“ in der Öffentlichkeit und damit, wie die Bevölkerung diese Erscheinung bewertete. Er skizziert den Weg, den viele Männer aus diesem Milieu nach 1989 einschlugen, ihren Übergang in die neu entstehende Unternehmerklasse zu Beginn der 1990er Jahre, als sich zahlreiche ehemalige „veksláci“ maßgeblich an der Privatisierung beteiligten.

Diese Schlusskapitel des Buches haben mich nicht ganz zufriedengestellt. So wirken die Passagen zum Bild des Wechslerwesens in der Öffentlichkeit und der Populärkultur oberflächlich, basieren auf einigen wenigen gut bekannten Beispielen wie den populären Filmen „Bony a klid“, ³ „Kamarád do deště“ ⁴ oder Pavel Frýborts

³ Im Tschechischen „Bons und Ruhe“, womit auf den Kinoklassiker „Bonnie and Clyde“

Roman „Vekslák“. Indessen lässt Havlík eine Reihe von TV-Sendungen und -Serien weg, die er in seinen Aufsätzen erwähnt, seinerzeit populäre Kriminalromane ignoriert er vollkommen. Das der Entwicklung nach 1989 gewidmete Kapitel konzentriert sich allzu sehr auf einige exponierte Persönlichkeiten wie František Mrázek, den zu trauriger Berühmtheit gelangten Boss der Unterwelt, der 2006 von einem Auftragsmörder erschossen wurde, oder den ähnlich kontroversen Unternehmer Ivo Rittig sowie Ivan Jonák, den einstigen Eigentümer von „Discoland Sylvie“, der verhaftet wurde, weil er die Ermordung seiner Gattin in Auftrag gegeben hatte. Das alles ist in gängige publizistische Klischees verpackt, in diesem Teil gibt Havlík die wissenschaftliche Distanz auf, die er sonst so konsequent wahrte.

Havlíks Buch liest sich überwiegend gut – aber nicht immer gleich flüssig: Man merkt, dass der Autor einige Teile mit großer Lust und sicherer Quellenkenntnis geschrieben hat, während er sich zu anderen zwingen musste, um ein geschlossenes Werk zu schaffen. Kleine Mängel ändern aber nichts daran, dass es sich bei Adam Havlíks „D-Mark, Bons, Digitaluhren“ um ein außerordentlich gelungenes Werk handelt. Niemand, der sich für die Geschichte der tschechischen und slowakischen Gesellschaft insbesondere in den 1970er und 1980er Jahren interessiert, sollte es sich entgehen lassen. Noch eine positive Ergänzung zum Schluss: Auch die grafische Gestaltung im Stil der Zeit ist ein echter Hingucker!

Praha

Martin Franc

angespielt wird. Der Film wurde in der BRD 1989 unter dem Titel „Der Boss kennt auch den Staatsanwalt“ gezeigt, in der DDR kurz vor dem Fall der Mauer als „Das große Geld“.

⁴ Die deutsche Fassung wurde unter dem Titel „Durch dick und dünn“ ausgestrahlt.

Schäffler, Eva: Der Weg in die Marktwirtschaft. Tschechien und die Privatisierung in den 1990er-Jahren.

Ch. Links Verlag, Berlin 2023, 304 S. (Studien zur Geschichte der Treuhandanstalt 8), ISBN 978-3-96289-191-6.

The closer we get to the present, the harder it is for historians to find a distinctive and original approach that would help them stand out from the crowd of other social scientists. The period of post-communist transformation has been extensively studied by economists, sociologists and political scientists from the very beginning, so the reader who is familiar with their scholarly reflections cannot help but wonder whether a new book on the subject brings new perspectives or facts worth studying.

A new book by Eva Schäffler, a young historian at *Institut für Zeitgeschichte München-Berlin*, attempts to address this problem in several ways. First, she has chosen a particular national context that has not yet been the focus of scholarly attention (at least not in English and German-speaking academia). Her monograph *Der Weg in die Marktwirtschaft* (The Road to the Market Economy) focuses on post-communist privatization in Czechoslovakia and the Czech Republic, with special attention to Czech-German relations. Second, she conducted research in hitherto unexploited archival collections, namely in certain parts of the archives of the

Czech National Bank, the Federal Archives in Berlin, the Political Archives of the Foreign Ministry or the Centre for Voucher Privatization in the Czech National Archives. Even when working with documents that have already been analysed (such as company magazines or documents related to the privatization of Škoda Auto), she manages to use them from a new perspective. Moreover, the passages of the book in which she summarizes the already published literature are concise and readable, which makes *Der Weg in die Marktwirtschaft* a perfect introductory monograph for those interested in the political history of post-communist economic reform who are not yet familiar with the subject.

The book is divided into four parts; the first two summarize the political context of post-communist privatization in Czechoslovakia, the remaining parts contain the results of Schäffler's own archival research on specific problems of voucher privatization, the impact of property issues on the development of Czech-German relations and two case studies of German foreign investment. In the first two chapters, she places conflicts over privatization among other issues on the contemporary political agenda and traces the history of the post-communist reform back to pre-1989 Czechoslovak perestroika, drawing on monographs by Michal Pullmann and Martin Štefek. Building on her own research in the party's main newspaper, *Rudé právo*, Schäffler focuses on a new ritual that emerged in the late 1980s: staged "public debates" designed to confirm the party's political line while giving it the appearance of "genuine" public support. The fact that the actual legislation that emerged during perestroika *de facto* preserved the party's dominance in the economy is made clear in Schäffler's analysis of the key 1988 law on state enterprises, which set the limits of reform at the level of the workplace.

The monograph sometimes borrows minor inaccuracies from the referenced literature: the description of Valtr Komárek's (deputy prime minister in the first post-revolutionary government) political orientation as "reform communist" (p. 78) echoes the criticism of his liberal counterparts (above all Václav Klaus), who sought to label him as backward and misguided. Komárek's views were technocratic and based on extensive state investment in industry, but his connection with the reform communist thought of the 1960s was more imagined than real. On the other hand, some of Schäffler's conclusions from her own research correspond with the most recent research on late socialist reforms; the attempt to shift the state economic regulation towards a more flexible model ("what is not forbidden is allowed", p. 62), potentially compatible with some market elements, sheds new light on the "futures past" of the late socialist rule. In some cases, Schäffler breaks new ground, as when she analyses how the early post-dictatorship institutions coped with the demand for restitution of previously nationalized property months before the relevant legislation came into force.

Another part of the book, devoted to the examination of archival documents, lists several lines of conflict that emerged during the preparation and implementation of the Czechoslovak voucher privatization. Again, Schäffler decided to combine the existing accounts from the secondary literature with her own analysis of primary sources, mainly from the contemporary press, but also from the archives of the Centre for Voucher Privatization (which had not yet been extensively analysed). To

analyse two notable cases of foreign investment in Czechoslovakia/Czechia, she takes an example of a previously successful state-owned company (Škoda Auto, bought by the Volkswagen Group) and one of a nearly bankrupt company (Barum, later bought by Continental). Especially the case of Škoda Auto, for which Schäffler secured the access to the enterprise archive, reveals interesting details: a non-German reader may be surprised to see how much effort the German government put into helping Volkswagen win what was supposed to be the most lucrative bid in post-communist Central Europe. Schäffler also explains how VW's subsequent attempt to revise the terms of the 1991 contract had serious implications for the Czech government's contemporary decisions on future privatization of large companies.

All in all, it is this final chapter on the Barum-Škoda merger that best illustrates the strengths of the monograph and also contains the greatest contribution to scholarly reflection on the subject. A few minor factual inaccuracies (e.g. the first wave of voucher privatization in Slovakia did not end after Mečiar came to power, sometimes the development of different pieces of privatization legislation is confused) and occasional typographical errors in Czech quotations sometimes detract from the otherwise positive impression the book leaves on its reader. *Der Weg in die Marktwirtschaft* is useful for those seeking a readable and thorough guide to the subject, as well as enlightening for those seeking new facts and perspectives.

Prague

Václav Rameš